Kurze Geschichte

der aus

Wolhynien, Rußland

nach

Kansas

ausgewanderten

Schweizer-Mennoniten.

Kurze Geschichte

der aus

Wolhynien, Rußland

nach

Kansas

ausgewanderten

Schweizer=Mennoniten.

Vorwort.

Im Herbst des Jahres 1924 feierten die aus Rußland in Kansas eingewanderten Schweizermennoniten das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Einwanderung. Auf diesem Fest wurde ein Komitee ernannt, das eine kurze Geschichte dieser Gruppe schreiben und veröffentlichen sollte. Als Komitee sollten die Brüder P. A. Flickner, J. J. Krehbiel und P. P. Wedel dienen. Dieselbe wurden sich einig, daß die Brüder Flickner und Krehbiel im Sammeln des Materials behilflich sein sollten, während P. P. Wedel dasselbe dann ins reine schreiben sollte. Mittlerweile ist Bruder Flickner gestorben; er hat aber sehr wertvolle Beiträge aus eigenem Gedächtnis niedergeschrieben und auch von anderen Material gesammelt, ehe er durch den Tod abgerufen wurde. Auch andere Brüder sind beim Sammeln des Materials behilflich gewesen. Ebenso haben die Referate, die auf dem 50jährigen Jubiläum geliefert, und die uns zur Verfügung gestellt wurden, wertvolle Beiträge geliefert.

Der vielen anderen Arbeit halben hat es lang genommen, bis das kleine Werk fertig wurde. Endlich aber ist es geschehen. Wir hoffen, das kleine Büchlein wird unseren Geschwistern willkommen sein. Möge es besonders uns jüngeren Nachkommen der Pioniere ein Ansporn sein, unserem Gott treuer zu sein. Wie viel haben unserer Väter es sich um ihren Glauben und besonders um den Glauben ihrer Kinder kosten lassen! Wir ernten heute den Segen davon.

Bezüglich der Bilder möchten wir kurz erklären, daß wir folgenden Plan ausführten: Es war uns darum zu tun, ein Bild der fünf Kirchen zu bringen, die unsere Gemeinden gegenwärtig haben. Interessant wären ja auch die alten Kirchen, doch liegen nicht Bilder von allen vor. Dann bringen

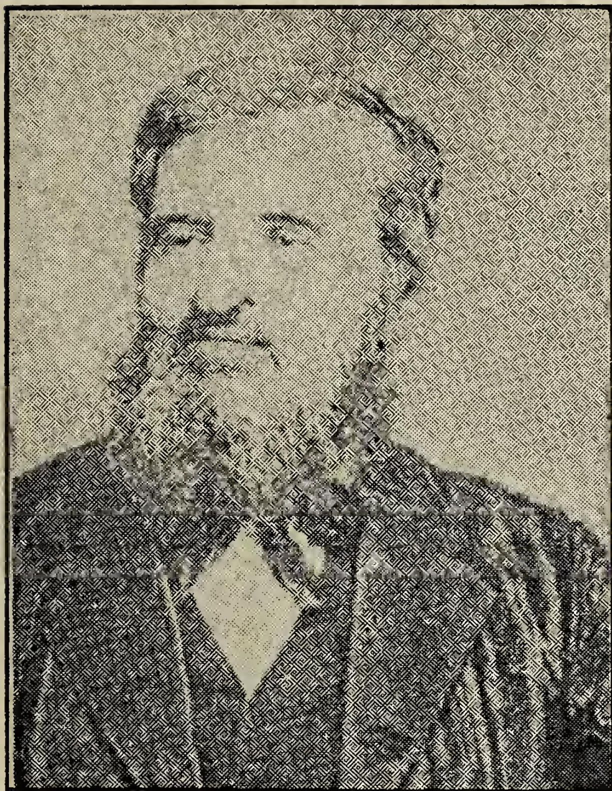
wir ein Bild von allen Predigern, die aus unseren Schweizerfamilien kommen und in diesen Gemeinden gedient haben. Obwohl Aelteste Valentin Krehbiel nicht von unseren Schweizern ist, bringen wir auch sein Bild, weil er der Gründer der Ersten Mennonitengemeinde zu Christian ist.

Als das fünfzigjährige Jubiläum gefeiert wurde, waren noch sechs Ehepaare, die ihre Hochzeit noch in Rußland vor der Auswanderung gefeiert hatten, am Leben. Auch von diesen bringen wir ein Bild.

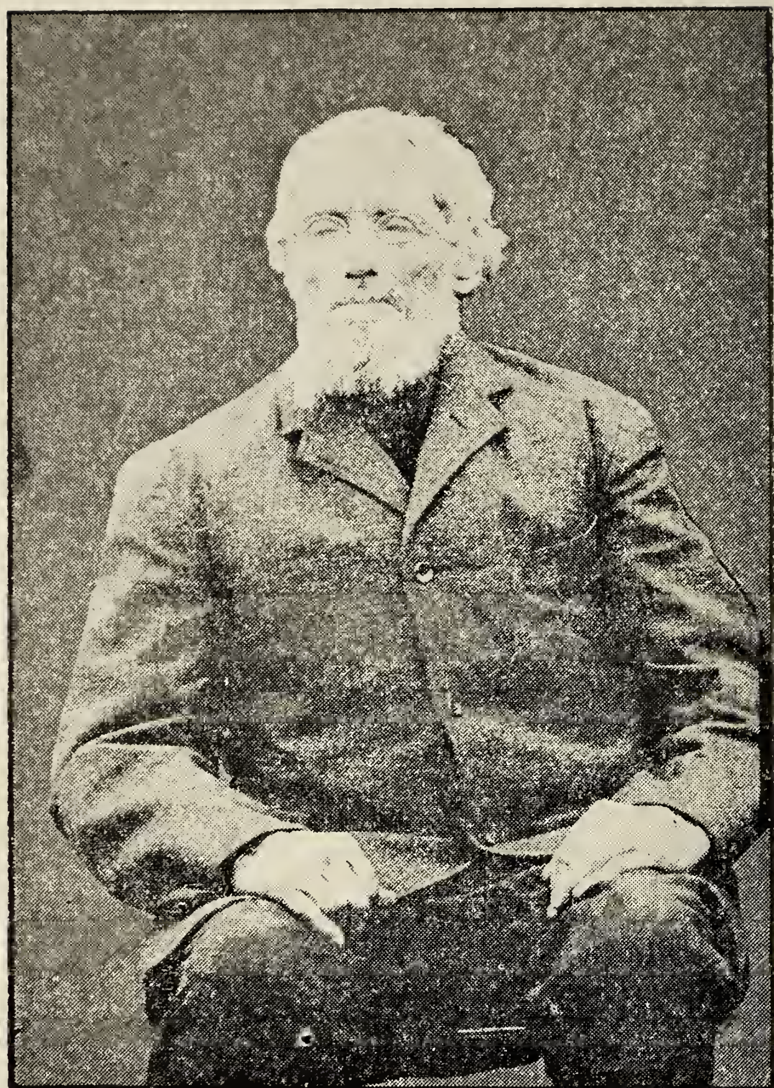
Möge dieses kleine Büchlein Segen verbreiten!

P. P. Wedel

Im Frühjahr 1929.



Jacob Stucky, Aelteste der Gemeinde, und Führer derselben bei der Einwanderung.



Jacob D. Goering, Gehülfsprediger schon in Rußland in der Gemeinde zu Kotosufka und dann auch in diesem Lande.

I. Wer sind Wir?

Mennoniten nennt man uns. Genau zu erklären, wer die Mennoniten sind, wäre eine lange Geschichte. In diesem Büchlein sei nur Folgendes erwähnt: Als Martin Luther in Deutschland und Ulrich Zwingli einige Jahre später in der Schweiz mit der katholischen Kirche brachen und die Reformation einführten, gab es viele stille Leute, die diese Reformation begrüßten und sich von derselben viel versprachen. Bald fanden sie aber zu ihrem Leidwesen, daß beide der großen Reformatoren nicht gründlich genug reformierten, d. h. sie räumten nicht genug mit den katholischen Mißbräuchen auf. Besonders stießen sich diese evangelische Christen an der Kindertaufe und daran, daß Zwingli sowie auch Luther eine Staatskirche gründeten; diese Christen glaubten nämlich, laut heiliger Schrift müsse Kirche und Staat getrennt sein. In der Schweiz kamen die Leiter dieser Bewegung anfänglich mit Zwingli zusammen. Als sie aber sahen, daß sie mit ihm nicht stimmen konnten, gingen sie ihre eigene Wege. Zwingli nahm daher Stellung gegen sie. Am 17. Januar 1525 mußten sie in einer öffentlichen Disputation vor dem Züricher Rat mit Zwingli sich bezüglich der Tauffrage auseinandersetzen. Natürlich entschied der Rat gegen sie, und schon am nächsten Tag erließ er ein Gebot, daß alle ungetaufte Kinder innerhalb acht Tage zur Taufe gebracht werden müssen und daß die Leiter dieser evangelischen Christen die Stadt verlassen sollen. Doch sie brachten ihre Kinder nicht zur Taufe. Am 25. Januar versammelten sie sich noch einmal, um, ehe sie die Stadt verließen, das Wort Gottes zu fragen und sich im Gebet zu vereinigen, um doch ja nicht gegen Gottes Willen zu handeln.

Nach dem Gebet trat Georg Blaurock, einer der tüchtig gebildeten Leiter, zu Konrad Grebel, der ebenfalls tüchtige Schulen genossen hatte, und bat, daß Grebel ihn um Gottes willen taufen möchte. Grebel tat es. Kaum war das aber geschehen, da umringten die anderen Blaurock und begehrten die Taufe. Er ließ es ihnen zu. Dann bestätigten sie sich gegenseitig zum Dienst des Herrn und wurden sich einig, dem einfachen Bibelglauben treu zu bleiben. Mit dem Einführen der Erwachsenentaufe, oder der Taufe auf den Glauben, also am 25. Januar 1525, brachen diese einfache evangelische Christen nicht nur mit der römischen Kirche sondern auch mit der lutherischen und reformierten Kirche, und man kann diesen Tag als Geburtstag der Mennonitischen Kirche betrachten.

Natürlich wurden sie nicht sofort Mennoniten genannt. Man schalt sie Wiedertäufer. Sie nannten sich zunächst Brüder, bald auch Taufgesinnte. Die Bewegung verbreitete sich. Bald gab es viele Taufgesinnte, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland und in Holland. In diesem letztgenannten Lande trat ein katholischer Priester Menno Simons am 12. Januar 1536 zum Täufertum über. Da er eine gute Bildung hatte, verstand er es, die Täufer und ihre Lehren tüchtig zu verteidigen. Das tat er namentlich auch durch Schriften. Infolge fingen die Feinde bald an, die Taufgesinnten Mennoniten zu schelten. Es scheint, daß sie um 1550 schon ziemlich allgemein so genannt wurden, und daß auch sie selbst sich um diese Zeit schon willig so nennen ließen. Also haben die Mennoniten sich nicht selbst diesen Namen gegeben, haben ihn aber angenommen, und lassen sich gerne so nennen.

Doch, wer sind w i r? Schweizermennoniten nennt man uns. In McPherson, Harvey, Reno und Kingman County, Kansas wohnen wir etwa 2500 stark und wir und andere sprechen von uns als Schweizermennoniten. Und doch spricht keiner von uns das Schweizerdialekt, sondern viel-

mehr ein Dialekt, daß dem Süddeutschen ähnelt. Wie kommt das? Sind wir denn nicht Schweitzermennoniten? Wer sind wir? Wo kommen wir her? Was ist unsere Vorgeschichte? Die Krehbiels und die Stuckys und die Grabers und die Flickingers und die Goerings und die Kaufmans und die Vorans und die Schwarzens und die Wedels und wie wir weiter heißen — wo ist unsere Wiege? Wer sind unsere Vorfahren? Was ist unsere Geschichte?

Leider fehlen uns genaue Data, um diese Fragen vollständig zu beantworten. Aufzeichnungen gibt es fast keine, ausgenommen das, was in den Kirchenbüchern zu finden ist. Glücklicherweise liegen noch drei der ältesten Kirchenbücher vor, und die geben über manches Aufschluß. Sodann ist durch mündliche Ueberlieferung manches wertvolle Material bewahrt worden. Väter und Mütter haben die Vorgeschichte den Kindern erzählt und immer wieder erzählt, sodaß sie sich unvergeßlich dem Gedächtnis einprägte. Bei dem vielen Lesestoff, das wir heute haben, ist das nicht mehr so der Fall; aber manche unsrer Alten haben noch einen reichen Schatz von Kenntnissen unsrer Vorgeschichte und nebst dem, was aus den Kirchenbüchern geschöpft wurde, haben wir meistens aus diesem Schatz der Alten schöpfen müssen und dürfen.

Und wer sind wir, laut dem, was diese Quellen uns sagen? Nun, unsere Vorfahren, wenigstens die große Mehrzahl derselben, stammen aus dem Kanton Bern in der Schweiz. Dort ist also unsere Wiege. So sind wir doch Schweizermennoniten, wenn uns das Dialekt auch verloren gegangen ist. Daß es verloren ging, braucht uns nicht zu wundern, wenn wir bedenken, daß es schon etwa 250 Jahren sind, seit unsere Vorväter die Schweiz verließen.

Als die Täuferbewegung im Jahre 1525 in der Schweiz ihren Anfang nahm und dann sich verhältnismässig schnell verbreitete, war vom Anfang an tägliche Verfolgung der

Täufer schweres Los. Hier die Verfolgung zu beschreiben, würde zu weit führen. Das gibt ein Buch für sich selbst. Ueber die Verfolgung der Täufer resp. Mennoniten kann man sich in jeder Mennonitischen Geschichte informieren. Sie wurden mit Ruten gepeitscht, des Landes verwiesen, gefoltert, viele mußten in schmutzigen Gefängnissen schmachten, und ein mancher erlitt für seinen Glauben die Todesstrafe. Die Kirche, sowie der Staat verfolgte sie. Zu Zeiten, besonders wenn die Täufer rar wurden, ließ die Verfolgung etwas nach; dann brach sie wieder auf's Neue los.

Nicht alle Bürger der Schweiz aber hießen die Verfolgung gut. Auch aus anderen Ländern zeigte sich Wohlwollen für die Täufer. So haben die Täufer Brüder aus Holland und später auf ihre Veranlassung die Regierung Hollands die Schweizer Regierung gebeten, doch gelinder mit den Taufgesinnten zu verfahren. Aber es half nichts. Um das Jahr 1670 regierte der Kurfürst Karl August zu Nassau in der Rheinpfalz. Durch den 30jährigen Krieg wurde die Pfalz fast verwüstet. Hungersnot entvölkerte ganze Dörfer. Daher war der Fürst sehr besorgt, sein Land wieder zu bevölkern. Er wußte von der Not der Schweizermennoniten; er kannte aber auch ihre landwirtschaftliche Tüchtigkeit. Er lies daher eine Einladung an sie ergehen, in sein Land zu ziehen. Dabei versprach er ihnen Gewissensfreiheit und andere Privilegien. Etwa 100 Familien folgten diesem Ruf und wanderten aus der Schweiz nach der Pfalz. Es war dieses im Jahr 1671. Später zogen andere hinzu. Ueberhaupt verließ eine Gruppe nach der anderen die Schweiz und sie zogen nach verschiedenen Gegenden, recht viele davon nach der Pfalz. Arm und entblößt kamen sie hin. Männer, Frauen, Greise von 80 bis 90 Jahren, aller Habe entblößt, durch Verfolgung, Not und Elend entkräftet meistens zu Fuß wandernd: so kamen sie nach der Pfalz. In ihrer Not war der Unter-

stützungsverein der Holländischen Mennoniten ihnen eine große Hilfe.

Unter den 100 Familien, die im Jahr 1671 zur Pfalz kamen, war auch einer unsrer Vorfahren namens Jost Kreyenbühl, der zu Cezwice an der Aar in Kanton Bern wohnte, woselbst er ein Führer der Mennonitengemeinde war. Auch er wurde seines Glaubens halben ins Gefängnis geworfen, wo er unter unsäglichen Entbehrungen eine geraume Zeit schmachtete. Durch Gottes wunderbare Führung wurde er von der Gefängnishaft befreit, jedoch hatten die Leiden eine schleichende Krankheit zufolge, die auch bald tödlich verlief. Er hatte drei Söhne: Jost, Peter und Michael, welche ebenfalls mit der ersten Gruppe von 100 Familien die Schweiz verließen. In der Pfalz wurde im Laufe der Zeit der Name Kreyenbühl zu Krehbiel verwandelt. Hier wohnten diese Familien etwa 100 Jahre. Was von der Krehbielfamilie wahr ist, das wird auch von anderen unsrer Vorfahren wahr sein. Eine manche andere Familie, aus der unsere Schweizermennoniten stammen, mag in dieser Gruppe von 100 Familien oder in einer späteren Gruppe nach der Pfalz gekommen sein. Leider kann man nicht alle Familienregister so nachfinden. Ist es zum wundern wenn sich während des Jahrhunderts der Wohnung in der Pfalz das Schweizerdialekt mehr und mehr verlor und das Dialekt Süddeutschlands seine Stelle einnahm? Umsomehrso, da ja das Schweizerische ein deutsches Dialekt ist, es sich also nicht darum handelte, eine Muttersprache für eine fremde Sprache aufzugeben.

Nicht alle unsere Vorfahren aber zogen von der Schweiz in die Pfalz. Einige Jahre nach dem die Kreyenbühls mit anderen in die Pfalz kamen, zog eine Gruppe Mennoniten, den Verfolgungen zu entgehen, von der Schweiz (Kanton Bern) nach Frankreich. In dieser Gruppe finden wir die Familien Graber, Kaufman, Stucky und andere unsrer Vorfahren. Sie ließen sich in Montbelard (Mömperpard) nie-

der, wo noch heute obige Namen vorkommen. Sicherlich werden diese französische Mennoniten unsere weitläufige Verwandten sein. Auch diese Familien wohnten etwa 100 Jahren in Frankreich, sowie oben angeführte Familien etwa 100 Jahre in der Pfalz wohnten. Interessant ist es, daß diese Familien scheinbar das Schweizerdialekt beibehielten, finden wir doch, daß gerade in Familien, die diese Namen tragen, hie und da noch schweizerisch gesprochen wurde, nachdem sie in Amerika eingewandert waren, also über 200 Jahre nachdem sie die Schweiz verließen. Daß sie in Frankreich ihr Dialekt nicht verloren, erklärt sich wohl dadurch, daß sie unter Franzosen wohnten, und daß es ein Aufgeben der Muttersprache bedeutet hätte und nicht nur eines Dialekts, wenn sie französisch geworden wären. Als sie sich dann mit den Familien aus der Pfalz in Rußland zusammen fanden, scheint das Süddeutsche Dialekt den Vorrang gehabt zu haben, und das schweizerische verlor sich mehr und mehr, bis heute nach 50 jähriger Wohnung in Amerika nur hie und da noch einer dieses Dialekt sprechen kann, während das süddeutsche Dialekt unter uns allgemein wurde und immer noch herrscht, wo es nicht schon dem Englischen Raum gegeben hat.

Im Jahr 1762 bestieg Katharina II. in Rußland den Thron. Durch siegreiche Kriege mit der Türkei, wurden um diese Zeit die Grenzen Rußlands ausgedehnt bis an das Schwarze und Kaspische Meer. Diese neugewonnene Länder waren nur spärlich von halbzivilisierten Türken und Tartaren bewohnt. Die ganze Gegend war daher sehr vernachlässigt und verwüstet. Katharina war besorgt, dieses neugewonnene Land aufzubauen. Sie wußte von der Tüchtigkeit der Deutschen, hatte sie doch selbst deutsches Blut in sich. Ebenso wußte sie von der landwirtschaftlichen Tüchtigkeit der Mennoniten. Sie erließ daher besondere Einladungen an sie ergehen, in ihr Land zu kommen. Sie versprach ihnen Glaubensfreiheit, Freiheit vom Militär, für 10 Jahre Frei-

heit von Steuer, besondere Eigentumsrechte usw. Aus Holland, Preußen und anderen Ländern strömten die Mennoniten nach Rußland. Auch unsere Vorfahren, die von der Schweiz nach der Pfalz und nach Frankreich gezogen waren, hörten den Ruf und wandten ihr Angesicht Rußland resp. dem russischen Polen zu. Es war etwa um 1773, daß einige Familien unsrer Vorfahren die Pfalz verließen, wo sie etwa 100 Jahre gewohnt hatten, um nach Rußland zu reisen. Wir nennen hier wieder die Krehbielfamilie, weil wir ihre Geschichte am besten wissen. Peter Krehbiel, ein Enkel von Jost Kreyenbühl, der aus der Schweiz nach der Pfalz kam, war unter denen, die jetzt in Rußland ihr Glück unter Gottes Segen finden wollten. Dieser Peter Krehbiel ist der Ururgroßvater der Krehbiels die als junge Männer nach Amerika kamen. Andere unsrer Vorfahren waren natürlich auch in dieser Auswanderung aus der Pfalz. Sie kamen zunächst nach Oesterreich, wo sie etwa 15 Jahre bei Lehmberg wohnten, also bis 1787. Hier hat Peter Krehbiel mit Joseph Mündelein der Gemeinde vorgestanden. Letztgenannter war von adligem Stamm. Seine Eltern waren katholisch und ließen ihn zum Priester ausbilden. Er wurde jedoch von der Lehre der Protestanten überzeugt und entsagte dem Katholizismus. Er wurde dann von seinen Eltern verstoßen und vertrieben, traf mit den Mennoniten zusammen und schloß sich ihnen an. Da er keine männliche Nachkommen hatte, ist der Name heute nicht unter unseren Schweizermennoniten zu finden.

Wie schon angeführt, war Rußland das Ziel unsrer aus der Pfalz wandernden Vorfahren. Da ist es nicht zu wundern, daß sie nur 15 Jahre in Oesterreich verweilten. In 1787 wanderten die Familien Krehbiel, Miller, Schrag und Zerger weiter östlich und kamen auf den Bruderhof Reditschoff, wo sie bis 1791 wohnen blieben; Joseph Mündelein dagegen blieb mit anderen in Oesterreich. Die Familie Zerzer war aus der Pfalz nach Oesterreich gekommen; die Fa-

milien Miller und Schrag mehr direkt aus der Schweiz. Während diese vier Familien zu Reditschoff wohnten, verheiratete sich eine Schwester Schrag mit Andreas Waldner auf dem Bruderhof und blieb dort wohnen.

In 1791 griffen die vier oben erwähnten Familien wieder den Wanderstab und ließen sich in Michalin nieder. Hier wurde wieder neues Blut den Schweizermennoniten zugetan. Ein gewisser Johann Krehbiel verehelichte sich mit einer Anna Nikel. Auch die Familie Wedel fand sich hier ein und später verheiratete sich Johann Wedel mit Anna Schrag. Die Nickels sowie die Wedels waren wohl nicht von der Schweiz. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die Wedels aus Preußen stammen. In Michalin aber wurden sie mit unseren Vorfahren bekannt und ein Wedel heiratete sich in die Schweizermennoniten hinein, und so ist von der Zeit an auch die Wedelslinie unter uns.

Nach drei Jahren, also etwa 1794 zogen diese Familien von Michalin weiter westlich nach Beresina bei Dubno, wo sie bis 1801 wohnten. Dort aber wurde von dem Fürst Lubonirsky eine Papiermühle gebaut. Der Damm, den er zu seiner Mühle herstellte, verursachte eine Ueberschwemmung ihrer Länder. Der Fürst aber gab ihnen andere Länder und zwar bei Wignanky; daselbst wohnten sie bis 1817. Hier haben wir also die Familien Krehbiel, Miller, Schrag, Zerger, Wedel und jedenfalls auch andere. Im Laufe der Zeit kamen andere hinzu, darunter hatten auch bald manche von den Familien, die von der Schweiz nach Frankreich gezogen waren, zu diesen Familien in Wignanky Beziehungen. Wir richten daher unsere Aufmerksamkeit wieder auf diese Familien.

Wie oben angedeutet, zogen, bald nachdem manche unsrer Vorfahren aus der Schweiz nach der Pfalz gezogen waren, andere unsrer Vorfahren nach Mempelgard, Frankreich, darunter die Familien Graber, Kaufman und Stucky. Nach 100jährigem Wohnen daselbst zogen ums Jahr 1790

der Einladung Kathrinae II. von Rußland folgend eine Anzahl dieser Familien aus Frankreich nach Polen. Einige ließen sich bei Urschulin nieder, die anderen bei Einsiedel. In Urschulin haben sie längere Zeit gewohnt. Hier waren einige Brüder Schrag, Albrecht, Stucky, Graber, Sutter und andere, die mit der ersten Gruppe, d. h. mit der Gruppe zu Wignanky Verkehr hatten. Auch der schon erwähnte Joseph Mündelein schloß sich der Gruppe zu Urschulin an und war ihr Aelteste, bis er im Jahre 1810 starb. Im Jahre 1797 zogen die von Einsiedel und einige Jahre später auch die von Urschulin nach Michelsdorf bei Warsau in Polen. Am 31. Mai 1807 wurde Joseph Schrag und am 16. Juli 1809 Johann Albrecht zum Prediger erwählt. Als Aelteste dienten hier nach dem Tode Joseph Mündeleins Christian Stucky, dann Jacob Graber und später Johann Graber. In Urschulin und Michelsdorf finden wir folgende Namen: Albrecht, Bertold, Flickinger, Graber, Goering, Gordia, Hubin, Hetinger, Kaufman, Maurer, Mündelein, Ratzlaff, Roth, Rupp, Schrag, Stucky, Sutter und Zuck. Gerne würde man die Herkunft jeder Familie festsetzen, es fehlt aber der nötige Aufschluß. Hier schlossen sich auch einige Familien aus der Lutherischen Gemeinschaft unseren Schweizermennoniten an. Darunter finden wir die Namen Senner, Schwarz und Wolbert. So kamen diese Namen in unsere Reihen. Auch die Voranlinie wurde hier unserem Volk einverleibt. Ein Waisenknabe aus Lublin namens Paul Voran wurde von Jos. Mündelein aufgenommen und erzogen; von ihm stammen alle Vorans, die sich unter uns befinden. In Michelsdorf wohnten unsere Vorfahren 40 Jahre. Manche Namen starben aus, weil in den Familien keine männliche Nachkommen waren.

In den Jahren 1815 bis 1817 kamen mehrere Brüder von Michelsdorf darunter auch die erwähnten Prediger Joseph Schrag und Johann Albrecht auf die Ländereien des schon erwähnten Fürsten Lubominsky. Sie kauften von sei-

nem Land und gründeten die Gemeinde Eduardsdorf. An diese Gemeinde schlossen sich auch die schon erwähnten Familien von Wignanky an, nämlich die Familien Krehbiel, Miller, Schrag und Zerger. Hier kreuzten sich also die Wege der Schweizermennoniten, die von der Schweiz nach der Pfalz und die von der Schweiz nach Frankreich gezogen waren. Etwa 150 Jahre nachdem sie die Schweiz verließen, kannten sie sich nicht nur, sondern sie wurden ein Volk.

Im Jahre 1837 löste sich die Gemeinde zu Michelsdorf ganz auf, indem die Familien von dort nach Horodisch zogen und daselbst eine neue Gemeinde gründeten. Aelteste daselbst waren Jakob Graber, später Joseph Graber, und P. Kaufman war Prediger. Ebenso wurde kurz darauf, vielleicht noch in demselben Jahr, die kleine Gemeinde zu Waldheim gegründet, wo Joseph Schrag und später Johann Schrag Aelteste und Christian Graber Prediger waren.

In Eduardsdorf finden wir folgende Familiennamen: Albrecht, Flickinger, Goering, Krehbiel, Miller, Prieheim, Ries, Schrag, Stucky, Sutter, Voran, Waldner, Wedel und Zerger. Auch hier schlossen sich einige lutherische Familien der Gemeinde an und kamen somit unter die Schweizermennoniten, nämlich die Familien Orchelan und Strauß. Auch die Witwe von Andreas Waldner vom Bruderhof zu Reditschoff kam mit ihren drei Sööhnen nach Eduardsdorf und schloß sich hier wieder den ihrigen an. Der Name wurde später Waltner geschrieben und es ist dieses ohne Zweifel die Stammfamilie aller Waltners die unter sind. In der Gemeinde zu Eduardsdorf waren folgende Aelteste: Johann Albrecht, und Joseph Schrag. Prediger: Johann Miller 1825, Johann Goering 1834, Johann Schrag 1843, der 1848 zum Aeltesten gewählt wurde. Jakob Stucky wurde 1862 zum Aeltesten gewählt. Die Eduardsdorfer Ansiedlung bestand 43 Jahren, dann löste sich diese Gemeinde im Jahre 1861 auf, indem der größte Teil

160 Meilen weiter östlich zog und die Gemeinde bei Kotosufka im Kreis Schitomir, Gov. Wolhinien gründete. Hier kaufte die Gemeinde zwei Dörfer mit einem Komplex Land. Diese Dörfer, Kotosufka und Neumanufka genannt, waren vielleicht von drei bis vier Meilen von einander entfernt. Die dieses nicht nur Pachtland sondern Eigentum war, so wurde dasselbe an die Familien verteilt (verkauft?) sodaß jede Familie ihr eigenes Land hatte. Es war dieses Waldgegend und das Land mußte durch Entfernung des Waldes urbar gemacht werden. Die Familien die ihr Land zwischen beiden Dörfern erhielten, zogen auf dasselbe und bebauten es. Folglich gab es im Laufe der Zeit ein recht großes Dorf aus den beiden kleinen, wenn die Strecke zwischen den ursprünglichen Dörfern liegend auch nicht so dicht aufgebaut wurde. Der Name Kotosufka wurde dann auf das Ganze angewandt und der Name Neumanufka fiel immer mehr weg. Die Kirche wurde in der Mitte zwischen den beiden ursprünglichen Dörfern gebaut und war also in der Mitte des großen Dorfes. Jakob Stucky diente dieser Gemeinde als Aelteste, und sie wird oft die Stucky's Gemeinde genannt. Als Prediger dienten hier auch Jakob D. Goering und Johann Goering. Hier kam auch David Dirks in die Gemeinde und Friedrich Ortman und seine Gattin Julia wurden am 18. April 1871 in die Gemeinde aufgenommen.

Wir finden also in den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderte im Gov. Wolhinien, russisch Polen folgende vier Gemeinden der Schweizermennoniten: Sahorez, Horodisch, Waldheim und Kotosufka.



Joseph Kaufmann und Gattin Barbara, noch in Rußland verehelicht lebten noch beide als das Jubiläumsfest im Herbst 1924 gefeiert wurde.



Andreas Schwartz und Gattin, Elisabeth. Feierten noch in Rußland Hochzeit, leben beide noch. (Frühjahr 1929).

II. Das Land in dem unsere Väter ein Jahrhundert wohnten.

Es sollte uns wichtig sein, das Land und seine Geschichte etwas zu kennen, in dem unsere Väter ein Jahrhundert wohnten. Die Provinz Wolhynien liegt in West Rußland gerade östlich von Galizien. Der nördliche Teil von Wolhynien ist waldig und zum Teil sumpfig. Auch im südlichen Teil, wo unsere Väter herkommen, ist oder war viel Wald. Hier ist aber fruchtbarer Boden, der zum Ackerbau geeignet ist. Die Provinz ist etwa 240 Meilen lang von west nach ost und etwa 120 Meilen breit von nord nach süd. Die Hauptstadt war und ist heute noch Shitomir und liegt im südöstlichen Teil der Provinz. Man könnte so eine Provinz (Gouvernement) mit einem Staat vergleichen. Sie wurde wieder in Kreisen geteilt, unseren Counties ähnlich.

Was die Geschichte von Wolhynien betrifft, wäre kurz folgendes zu sagen: Die frühe Geschichte ist in Dunkel gehüllt. Am Anfang der Geschichte Rußlands gehörte Wolhynien dem russischen Reich an und war meistens von einem slavischen Volk bewohnt. Im 14. Jahrhundert wurde diese Provinz mit Litauen vereinigt und im Jahre 1569 vereinigte sich Litauen samt Wolhynien mit Polen; somit war Wolhynien jetzt für viele Jahre ein Teil Polens. Jedoch haben die Großmächte, die Polen's Nachbarvölker waren, wiederholt gegen dieses kleine Reich Krieg geführt und es wurde Oesterreich, Preußen und Rußland verteilt. Bei der letzten Verteilung im Jahre 1795 kam Wolhynien unter die russische Regierung und blieb eine russische Provinz, so lange unsere Leute dort wohnten.

In den letzten Jahren ihres Wohnens in Wolhynien waren sie der Hauptsache nach in vier Ansiedlungen geteilt

und bildeten also vier Gemeinden. Die genaue Lage dieser Gemeinden resp. Dörfer zu geben, ist etwas schwer, da diejenige, die genaue Information geben könnten, nicht mehr unter uns weilen, sondern schon das himmlische Heim erreicht haben. Diejenige, die noch unter uns sind, können wohl genau die Dörfer beschreiben, in denen sie wohnten, aber zu sagen, gerade wo sie waren, wie weit von einander usw. das können sie nicht. Auch sind die Ansichten geteilt, in welcher Richtung die verschiedene Dörfer von einander waren. Einiges aber läßt sich doch noch festsetzen. Wir können die vier Gemeinden mit folgenden Namen bezeichnen:

1. Sahorez. Dieses war ein kleines Dorf nahe Dubno. In der Nähe waren auch einige andere kleine Dörfer, die zu dieser Gemeinde gehörten, nämlich Goritt, Futter, die Hecker und andere. Diese Gemeinde hatte keine Kirche, sondern versammelte sich in den Häusern. Die Gottesdienste wurden sonntäglich abgehalten und zwar abwechselnd in Sahorez und auf dem Futter. Johann Schrag war hier Aelteste. Er blieb auch bei der Auswanderung mit seiner Familie in Rußland. Die kleine Dörfer, die diese Gemeinde bildeten, wurden meistens von Familien gegründet, die von Eduardsdorf (Botschi) kamen. Als Eduardsdorf aufgelöst wurde, ging aber die große Mehrzahl nach Kotosufka.

2. Horodisch. Wie wir schon sahen, wurde diese Gemeinde in 1837 gegründet. Zu dieser Gemeinde gehörte auch das kleine Dorf Beresina, welches etwa drei Meilen von Horodisch war. Hier wohnten nur einige Familien, während Horodisch ein größeres Dorf war. Es mögen auch andere kleine Dörfer von 3 und 4 Familien zu Horodisch gehört haben. Die Gemeinde zu Horodisch hatte eine Kirche.

3. Waldheim. Es war dieses ein kleines Dorf von etwa 12 Familien von Horodisch aus gegründet. Einige Familien mögen auch von anderen Dörfern gekommen sein. Die

Waldheimergemeinde war also klein. Zu dieser Gemeinde gehörte auch das nahe gelegene Dörflein Sabara.

4. K o t o s u k k a. Wie wir schon sahen bildeten Kotosukka und Neumonukka ein großes Dorf. Es war dieses die größte von den vier Gemeinden. Die Kirche stand in der Mitte des Dorfes. Zu dieser Gemeinde gehörten ebenfalls einige ganz kleine Dörfer, oder man sollte vielleicht sagen große Höfe, wie z. B. das Lindental, wo einige Familien wohnten. Es traf sich nämlich, daß manche Familien Gelegenheit fanden große Höfe zu kaufen oder zu pachten, sodaß sie nicht in dem eigentlichen Dorfe sondern in ihren eigenen ganz kleinen Dörfern wohnten, aber doch mit dem Hauptdorf resp. mit der Gemeinde in Verbindung blieben.

Wenn man nun eine gute Karte von Rußland zu Hand nimmt, kann man sich so ziemlich genau orientieren in bezug auf die Oertlichkeit dieser vier Gemeinden. Man kann auf den meisten guten Karten die Städte Dubno und Schitomir finden, Dubno in südwestlichen und Schitomir im südöstlichen Teil von Wohlnien. In gerader Linie sind diese zwei Städte etwa 140 oder 150 Meilen von einander. Es steht fest, daß die Gemeinde Sahorez in der Nähe der Stadt Dubno war. Wiederum stimmen unsere Alten alle überein, daß die Kotosukka Gemeinde bei Schitomir war, aber wie weit und in welcher Richtung, gehen die Ansichten auseinander. Kotosukka mag aber so von 20 bis 40 Meilen Nordwestlich von Schitomir gewesen sein, während Sahorez wohl nur einige Meilen von Dubno entfernt war. Also müssen diese zwei Gemeinden über 100 Meilen von einander gewesen sein. Die Gemeinden zu Horodisch und zu Waldheim waren dann zwischen den andern beiden. Von Kotosukka konnte man beide Dörfer Horodisch oder Waldheim in einer Tagreise erreichen. Einige zwar meinen, es war eine Reise von ein und einhalb Tagen. Allgemein könnte man also sagen, daß alle vier Gemeinden im südlichen Teil von Wolynien waren und zwar zwischen Dubna und Schitomir.

Letztgenannte Stadt liegt etwa 200 Meilen gerade östlich von Lehmberg; Dubno etwa 75 Meilen nordöstlich von Lehmberg. Die Stadt Ostrog lag zwischen Schitomir und Dubno. In dieser Gegend war auch eine Mennonitengemeinde. Die Prediger unsrer Gemeinden, waren mit den Predigern der Ostroger Gemeinde bekannt und hatten Beziehungen zu einander, waren doch manche unsrer Dörfer nicht so sehr weit von Ostrog, ja das weiteste unsrer Dörfer kann nicht über 70 Meilen von Ostrog gewesen sein. Von dort wo unsere Vorfahren wohnten (Wolhynien) bis Südrußland, wo die große mennonitische Ansiedlungen waren (Chortitza und Molotschna) müssen es so zwischen 400 und 500 Meilen gewesen sein und zwar in südöstlicher Richtung.



Solomon Krehbiel und Gattin Katharina feierten ihre Hochzeit noch vor der Auswanderung; waren beide auf dem Jubiläumsfest (1924) zugegen.

III. Das Jahrhundert in Rußland.

Um des Glaubens willen hatten unsere Väter ihre alte Heimat verlassen, um in Rußland ein neues Heim zu finden, wo sie nach ihrer Ueberzeugung, geschöpft aus Gottes Wort, leben könnten. Nicht Reichtum, nicht äußere Vorzüge, nicht bessere wirtschaftliche Verhältnisse suchten sie. Wenn sie nur einen Ort finden könnten, wo sie still ihres Glaubens leben durften, ohne in Lebensgefahr und in täglichen Verfolgungen zu stehen, wollten sie schon dankbar und zufrieden sein. Und der liebe Gott bekannte sich zu ihnen und ließ es ihnen gelingen. Allerdings war das Leben in Rußland nicht ein leichtes; aber sie waren froh und zufrieden.

In diesem Kapitel soll nun kurz die Lebensweise unserer Väter in Rußland beschrieben werden. Es sei im Voraus bemerkt, daß das Leben in manchen Stücken sich etwas anders gestaltete gegen Ende des Jahrhunderts, das sie in Rußland wohnten, als es am Anfang war. Ebenso gab es in den verschiedenen Dörfern manche verschiedene Verhältnisse und Gebräuche. Auch in demselben Dorf kann man nicht jede Familie und jede Person über denselben Kamm scheren. Das eine und andere, das hier beschrieben wird, mag also nicht für jedes Dorf zutreffen.

Wirtschaftlich.

Wie schon wiederholt angedeutet, wohnten unsere Leute in Rußland in Dörfern. Dieselben waren verschieden gebaut. Durchs Dorf führte die Dorfstraße. Meistens wurden die Häuser an beiden Seiten der Dorfstraße gebaut, aber nicht immer. Jedes größere Dorf hatte eine Kirche, d.h. in den letzten Jahren. Die Kirche stand gewöhnlich in der Mitte des Dorfes; ebenso das Schulhaus. In Kotosufka waren zwei Schulhäuser, da das Dorf so groß war; das eine

war in Kotosufka, das andere in Neumonufka. In den ersten Jahren der Wohnung in Rußland hatte man keine Kirchen, sondern alle Gottesdienste wurden in den Wohnhäusern gehalten. Auch in dem Bauen der Wohnhäuser finden wir eine Aenderung im Lauf der Jahren. Ganz am Anfang war Haus und Stall meistens unter einem Dach und nur durch einen Gang getrennt. Das wurde aber immer weniger, sodaß zuletzt nur noch wenige so bauten. Oft bauten zwei Familien zusammen ein Haus, und eine Familie wohnte an einem Ende, die andere Familie am anderen Ende desselben, sodaß jede Familie ihr „Apartment" hatte, indem eine Halle zwischen ihnen war. Gebaut wurde mit Holz. Man ging in den Wald, fällte Bäume, spaltete sie in Balken, und führte mit denselben die Wände auf. Die Dächer wurden mit Stroh gedeckt. Haus, Stall und Scheuer, waren die Gebäude, die fast jede Familie errichtete.

Das Land, das unsere Väter bewohnten und bearbeiteten, war Pachtland. Wolhynien hatte viele Herrschaften, die große Ländereien besaßen. Eine ganze Gemeinde pachtete von einem solchen Herrn ein Gut. Das Land wurde dann an die einzelne Familien verteilt in drei oder vier Parzellen, was recht unbequem war. Das Weideland wurde nicht verteilt sondern gemein gehalten ausgenommen bei Kotosufka, wo jede Familie ihr Land eignete. Oft wurde es von einer anderen Herrschaft gepachtet und zwar im Walde. Da die Gemeinde, die nach Kansas auswanderte, die ist, die in Eduardsdorf und später in Kotosufka wohnte, wäre es nur richtig, hier einiges über diese Gemeinde zu erwähnen. Zu Eduardsdorf (Botschi) wohnte sie auf Pachtland. Das Land wurde auf einen Termin von 24 Jahren gepachtet. Als dieser Termin um war, wurde es auf einen zweiten Termin von 24 Jahre gepachtet. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ließ aber der Zar ein Gebot ausgehen, daß eine Person nur ein gewisses Quantum von Land besitzen durfte. Wer mehr hatte, mußte es verkaufen,

oder es fiel der Regierung zu. Infolge hievon war billiges Land zu kaufen. Das machte sich die Gemeinde zu Eduardsdorf zu nutzen. Sie zog weiter ins Innere und kaufte die Dörfer Kotosufka und Neumanufka mit dem dazwischen liegenden Walde. Das war in 1861. Hier kaufte dann jede Familie ihr Land und hatte alles Land beisammen. Hier haben unsere Väter dann schwer gearbeitet, um mehr selbstständig zu werden. Der Wald wurde ausgestockt und in Feld umgearbeitet, was ein kollossales Stück Arbeit bedeutete. Leider konnten sie die Frucht ihrer Arbeit nicht lange genießen; da in 1874 die Auswanderung erfolgte. Einige aber brachten es in der verhältnismäßig kurzen Zeit zu einem gewissen Wohlstand. Allerdings war es kein großer Reichtum, besonders von dem Standpunkt unsrer Zeit betrachtet. Wer eine Hufe Land eignete war gut ab; wer zwei Hufen hatte, war reich. Nur hie und da besaß eine Familie drei Hufen Land. Eine Hufe war so etwa 50 Acker.

Unsere Schweizer-Mennoniten in Wolhynien waren fast alle Bauern. Es gab auch einige Handwerker unter ihnen, wie Schmiede, Tischler, Weber u.s.w. Das Ackern war etwas primitiv. Das Gerätschaft bestand aus Pflug, Egge, Wagen und Sense oder Sichel. Zu Anfang waren die Pflüge von Holz, selbst das Streichbrett (mouldboard); nur die Scharspitze war von Eisen. Der Wirt machte selbst seinen Pflug. In den letzten Jahren wurden von den Schmieden schon eiserne Pflüge angefertigt. Von den Eggen muß man fast dasselbe sagen. Jeder machte sie selbst. In früheren Jahren waren sie ganz von Holz, sogar die Zähne; später wurden eiserne Zähne gebraucht. Die Egge wurde vorne schmal, hinten etwas breiter und vor jede Egge spannte man immer ein Pferd.

Das Pferd war das Lasttier. Alle Feldarbeit wurde mit Pferde oder durch Menschenhand gemacht. Kleine Farmer hatten zwei bis drei Pferde, die durchschnitts Wirte wohl so drei bis vier, und nur die große Farmer hatten mehr als

vier Pferde. Dasselbe gilt auch vom Rindvieh. Durchschnittlich hatte eine Familie wohl zwei bis 5 Kühe. Reichere Familien melkten aber auch so viel wie 12 Kühe. Das erwies sich in der Regel als die ergiebigste Arbeit, da für Butter immer guter Absatz war. Man erhielt so an 40 Groschen per Pfund für Butter, manchmal auch mehr. Für alles Vieh hatte man ein gemeines Weideland fürs ganze Dorf. Natürlich mußte es gehütet werden, da das Weideland nicht eingezäunt war. Für das Rindvieh dingte man einen Hirten. Morgens fing er an einem Ende des Dorfes an und ging der Dorfstraße entlang bis an das andere Ende und nahm alles Rindvieh zusammen auf die Weide. Natürlich mußte jede Familie ihr Vieh fertig haben. Abends trieb der Hirt das Vieh wieder heim und es wurde die Nacht hindurch daheim gehalten. Mit den Pferden war es anders, da sie des Tages in der Arbeit waren. Sie wurden des Nachts auf die Weide gebracht. Man hatte daher „Nachtweide", d. h. einige Jünglinge des Dorfes hüteten des Nachts die Pferde. Sie wurden gespannt; aber doch mußten sie gehütet werden, damit sie sich nicht verliefen. Die Jünglinge wechselten sich bei der Nachtweide ab.

Wenn man bedenkt, daß das Ackergerätschaft nur primitiv war, daß man alle Frucht mit der Hand säte (broadcast), und mit Sense oder Sichel erntete, so leuchtet es ein, daß Großbauerei nicht gerade die Regel war. Man zog Früchte meistens für den eigenen Bedarf, allerdings aber auch zum Verkauf. Derselbe Gott, der hier unsere Felder segnet, gab auch den Früchten, die unsere Väter in Rußland säten, Gedeihen. Im ganzen war der Ertrag fast so gut wie hier. Manches Land war zwar minderwertig und nicht so tragbar wie anderes. Gezogen wurde Roggen, Weizen, viel Buchweizen, Hafer, Hirse, Gerste, Linsen, Erbsen, viele Kartoffel u.s.w. Markt, in dem Sinne wie wir es hiezulande haben, hatte man in Rußland zwar nicht. Jedoch konnte man in der Regel auf den Jahrmarkten einige Buschel

Frucht verkaufen, oder wenn man zur Mühle fuhr, um Mehl mahlen zu lassen, konnte man in der Mühle etwas Frucht verkaufen. Oft wurden ganze Wagenladungen von Kartoffeln in die Städte gefahren und von Haus zu Haus verkauft, oder kleine russische manchmal auch jüdische Kaufladen kauften sie. Dann gab es auch Brauereien, die zu Zeiten viel Frucht und Kartoffeln kauften. Die Städte waren nicht gerade so nahe bei, besonders nicht die größere Städte. Man konnte aber in denselben manche Produkte loswerden, und daselbst auch kaufen, was man bedurfte, was aber nur wenig war.

Ehe man aber Früchte verkaufen konnte, mußten sie geerntet und gedroschen werden. Da dieses in Rußland ein ganz andrer Prozeß war als hier, ist es in Ordnung etwas darüber zu sagen. Geerntet wurde mit Sichel und Sense (cradle). Weizen und Roggen wurden mit der Sichel geschnitten, um das Stroh zu bewahren, da dasselbe zum dekken der Dächer gebraucht wurde. Die andere Früchte wurden mit der Sense geschnitten. Man kann sich denken, wie schwer es war vom Morgen bis zum Abend die Sense zu schwingen. Mann und Frau, Jüngling und Jungfrau halfen dabei. Die Frucht wurde in Garben gebunden, aufgestellt und nach der Ernte in die Scheuer gefahren. Auch das Heu wurde mit der Sense geschnitten. Die Männer schnitten es und die Frauen rechten es mit Handrechen auf und führten es zusammen.

Die meisten unsrer Leute, besonders die ärmere, schnitten nicht nur ihre eigene Ernte ab, sondern gingen dann zu den russischen, hie und da auch jüdischen Herrschaften in die Ernte auf Verdienst. Wer z. B. nur eine halbe Hufe Land hatte, bei dem nahmen Weib und Töchter daheim die Ernte ab. Vater und Söhne gingen auf Verdienst. Der Taglohn war nach unserem Maßstab zwar sehr klein, etwa einen halben Rubel per Tag, je nach dem man viel oder wenig schnitt; aber das Geld reichte damals auch weiter. Auch

viele Frauen und Jungfrauen gingen zu den russischen Großbauern in die Ernte, um etwas zu verdienen. Da die Witterung dort ganz anders war als hier, stand die Frucht lange auf dem Halm, so daß die Ernte wochen lang währte.

Manche unsrer Leute arbeiteten nicht nur in der Ernte um Lohn, sondern dienten als Knechte oder Dienstmägde das Jahr hindurch. Ein Knecht hatte Sommer und Winter schwer zu arbeiten. Das ist übrigens auch von anderen wahr. Der Knecht tat Arbeit wie andere. Als Lohn erhielt er 12 Rubel das Jahr. Eine Dienstmagd erhielt einen Jahreslohn von 6 Rubel. Dabei hatte sie zu melken, das Vieh zu füttern, in dem Erntefelde zu arbeiten usw.

Nicht nur im Sommer sondern auch im Winter wurde schwer gearbeitet. Nachdem die Herbstsaat eingebracht war und die Fröste zu kommen anfingen, ging man an das Dreschen. Gedroschen wurde in der Scheuer mit dem Dreschflegel. Der ärmere Bauer drasch selbst, oder mit seinen Söhnen, wenn er solche hatte. Der mehrbemittelte Wirt drasch auch selbst, aber wenn er keine Söhne hatte, dingte er noch Hilfe hinzu, sodaß etwa vier Mann in der Scheuer die Dreschflegel schwangen. Man mußte sich beeilen, bis Weihnachten fertig zu werden. Viele wurden bis dann nicht fertig. Es war durchaus kein Kinderspiel, einen ganzen Tag lang den Dreschflegel zu schwingen. Auch bei der grimmigsten Kälte wurde gedroschen. In der Scheuer war es ja auch nicht schwer sich bei der Arbeit warm zu halten; aber an Händen und Füßen war es manchmal doch bitterkalt.

War das Dreschen beseitigt, so lag genug andere Arbeit vor. Das Vieh machte viel Arbeit. Es wurde den Winter über am Strick im Stall gehalten. Heu mußte hergeschafft werden, Mist mußte weggefahren werden. Das tat man mit Schlitten. Wenn der erste Schnee fiel, wurde der Wagen unter Dach getan, wo er bis Frühjahr blieb. Der Schlitten nahm jetzt die Stelle ein; denn der Schnee blieb den ganzen Winter liegen. Ebenso brauchte man den Schlit-

ten, um Holz aus dem Walde herbeizuschaffen. Das war eine weitere große Arbeit, die die Männer und Jünglinge im Winter beschäftigte. Sie fuhren in den Wald, fällten Bäume und verarbeiteten sie zu Brennholz, oder auch zu Bauholz.

Eine weitere Arbeit, die mehr den Frauen zufiel, war das Spinnen. Flachs und Hanf wurde gezogen, um aus demselben Zeug herzustellen. Es erforderte aber tüchtige Arbeit, ehe man fertiges Zeug hatte. Der Flachs wurde gepflückt, dann mußte der Samen abgeschlagen werden, dann legte man ihn, wo er von Tau und Regen naß und dann von der Sonne getrocknet wurde. Dadurch trennten sich die Fäden von dem Stengel. Mit Hanf tat man es ähnlich, nur daß derselbe auf zwei Wochen in den Fluß gelegt wurde, dann trocknete man ihn an der Sonne. Nach dem Trocknen war der Prozeß ob Flachs oder Hanf gleich. Er mußte gebrochen, dann geschwungen werden, damit die Fäden sich ganz von den Stengel lösten; dann spinnten die Frauen diese feine Fäden auf dem Spinnrad in einen Faden. War der Faden fertig, dann nahm man ihn zum Weber, der das Zeug wob. Man hatte besonders in den letzten Jahren gerade in den Dörfen einheimische Weber. Mit der Wolle gab es einen ähnlichen Werdegang. Nach dem Scheren der Schafe, mußte die Wolle gründlich gereinigt werden, dann wurde sie „geschlumpft", dann in Faden gesponnen und endlich gewebt. Dann wurde sie noch zum Walker genommen, der mit der Walke das Tuch breitdrückte.

Männerkleider wurden alle von daheim gesponnenem Zeug hergestellt. Fast jedes Dorf hatte einen Schneider, der gewöhnlich ein Jude war; derselbe kam in das Heim und machte die Kleider, die die Männer und Söhne bedurften; dann ging er ins nächste Heim. Bis er das Dorf durchgegangen war, konnte er wieder von vorne anfangen; sodaß er fast beständig Beschäftigung hatte. Auch die Frauen- und Kinderkleider wurden von daheim gesponnenem Zeug

gemacht. In den letzten Jahren in Rußland fing man auch schon an, für Frauen- und Kinderkleider in den Städten Katun, oder auch besseres Zeug zu kaufen.

Ueberhaupt hatte man fast in allen Stücken selbstgemachte Sachen (homemade clothes, implements, furniture etc.) Wohl hatte man auch Handwerker, die das Bessere und Feinere herstellten. Diese Handwerker waren mit wenig Ausnahmen unsere eigene Leute. Unsere Leute hatten z. B. ihre eigene Tischler. Es lebt unter uns heute noch mancher, dessen Vater oder Großvater an der Tischlerbank arbeiteten. Sie stellten Möbel her, die sie im Dorf verkauften. So verdiente sich mancher das Leben. Sogar in die Städte führten sie ihre Möbel und verkauften sie. Fast jeder Hausvater aber machte zum Teile eigene Möbel für den Bedarf der Familie; ebenso stellte er von Holz Eimer, Zuber, Löffel usw. her.

Schule.

In unser Zeit, in der so viel Gewicht auf Schulen gelegt wird, liegt es in der Natur der Sache, daß wir uns interessieren für das Schulwesen, das unsere Vorfahren in Rußland hatten. Im vergleich zu dem heutigen Schulwesen, waren die Schulen damals sehr primitiv. Das hat natürlich seine Ursachen. Es war ja zum Teil ein Nomadenleben, das man führte, nach dem die Verfolgung um des Glaubens willen unsere Väter von der heimatlichen Scholle vertrieb. Dann fehlte es gerade in den Gemeinden in Wolhynien an gebildeten Kräften, die dem Schulwesen Vorschub hätten leisten können. Zudem waren die Leute durchschnittlich arm, sodaß alt und jung tüchtig für den Lebensunterhalt zu arbeiten hatte. Man muß aber auch wohl sagen, daß es zum Teil an Sinn für tüchtige Schulen fehlte.

Die Schulen blieben durch das ganze Jahrhundert im Rahmen der Elementarschule. Lesen, Schreiben und Rechnen waren die Hauptfächer, die gelehrt wurden; dazu noch biblische Geschichte. Auf Schönschreiben legte man großes

Gewicht, auf Rechtschreiben nicht so viel. Die Lehrer waren oft die Prediger oder sonst jemand der lesen, schreiben und etwas rechnen konnte. War das Kind fertig für die Schule, so wurde es mit einer Fibel, Tafel und Kreide ausgerüstet. Manchmal hatte es nichtmal eine Fibel. Dann schrieb man das A B C auf ein Täfelchen und es lernte von der Tafel statt vom Buch. Zum Schreiben und Rechnen wurden Kreide und Tafel benutzt. Kreide war auf dem nahen Berg reichlich zu haben, und die Schüler besorgten sich selbst damit. Die Tafel wurde vom Vater angefertigt mit einem Brett von etwa 12 bei 24 Zoll. Beim Lernen des Schreibens schrieb der Lehrer dem Anfänger einige Grundstriche, die der Schüler nachschreiben sollte; den Größeren wurden längere Vorschriften gegeben, von denen sie Abschriften zu machen hatten. Zum Schönschreiben wurden von den größeren Schülern wirkliche Federn benutzt, d. h. Gänsefeder, von welchen unsere Schreibfeder wahrscheinlich ihre Namen herhaben. Diese Feder wurde vom Sullehrer mit seinem Feder- oder Schreibmesser so zugeschnitten, daß man die feinste Schrift damit schreiben konnte. Nebst der Fibel wurde auch die Bibel sehr viel als Lesebuch gebraucht, d. h. sobald der Schüler etwas lesen konnte, wurde die Fibel beseite gelegt und die Bibel diente als Leitfaden im Erlernen der Lesekunst.

Es herrschte in der Schule strenge Disziplin. Die Rute wurde nicht geschont. Es war keine Seltenheit, wenn der Faulpelz oder der Unartige mit einer Hazel- oder Birkenrute in unangenehme Berührung kam. Manchem Lehrer fiel es auch schwer, die Schüler, namentlich die größere in Ordnung zu halten. Jeder Schüler hatte seinen bestimmten Platz, und je nachdem er im Lesen Fortschritte gemacht hatte, wurde er als Anerkennung befördert oder zur Strafe zurückgesetzt. Jeder Mittwoch wurde als ein Art Prüfungstag beachtet. Die Woche hindurch wurde jeder Fehler, den ein Schüler beim Lesen machte, aufgeschrieben. Welcher nun die

meisten Fehler hatte, der wurde herabgesetzt, wer am wenigsten oder gar keine Fehler hatte, wurde heraufgerückt. Dabei gab es manche komische Geschichte. Es kam z. B. vor, daß ein kleiner fleißiger und braver Schüler vor manchen großen zu sitzen bekam. Es kam auch vor, daß ein großer Bengel, der gleichgiltig und träge war und seine Zeit vergeudete von einem nach dem andern überflügelt wurde, bis er zum Katzenhüter herabgesetzt wurde, d. h. er hatte zur Schmach und Schande am untersten Ende der letzten Bank an der Tür zu sitzen.

Jeder Schüler hatte also für sich zu lernen, d. h. es war keine Einteilung in Klassen, wie wir es heute gewöhnt sind. Von gradierten Schulen hatte man nichts. Waren die Knaben und Mädchen erst mal groß genug, um bei der Arbeit mitzuhelfen, so hörten die Schultage auf. War doch auch im Winter viel Arbeit. Folglich hatte das Kind nicht viel Schuljahre zum Lernen. Trotzdem haben manche sich viele Kenntnisse auch in Geschichte und Geographie angeeignet. Sie taten das aber nicht in der Schule, sondern später durch das Lesen vieler Schriften. Von Zeitungen wußte man damals nur sehr wenig.

Die Schulsteuer, einschließlich Lehrergehalt, wurde gleichmäßig auf die Familien im Dorf verteilt. Ob eine Familie kinderreich oder kinderlos war, hatte nichts zu sagen. Man handelte nach dem Grundsatz: „Einer trage des andern Last." Gal. 6, 2. Diese Steuer war allerdings nicht hoch, wenigstens nicht nach heutigem Masstab.

Kirchlich.

In kirchlichen Angelegenheiten, gab es während des Jahrhunderts der Wohnung in Rußland natürlich manche Aenderung. Als die Schweizermennoniten nach Wolhynien kamen, hatten sie ihre Gottesdienste viele Jahre ausschließlich in den Wohnhäusern, später bauten die Gemeinden, die groß genug waren, Kirchen, wo sie ihre Gottesdienste halten konnten. Manches, das in den ersten Jahren verboten

war, wurde später erlaubt und allgemein gebräuchlich. Im großen und ganzen aber gab es keine sehr umwälzende Aenderungen.

An der Spitze jeder Gemeinde stand ein Vorstand. Derselbe bestand aus dem Aeltesten, den Predigern, dem Diakon und dem Vorsänger. Alle diese Aemter wurden durch Wahl besetzt, und es war ein jedes Gemeindeglied, männlich und weiblich, stimmberechtigt. Man hatte keine Nominationen sondern nur Freiwahlen, d. h. jeder stimmte für die Person, für die er stimmen wollte. Folglich gab es manchmal recht viele Personen, die für ein Amt in die Wahl kamen. Alle, die Stimmen erhielten, gingen dann durchs Los, und es war so eingerichtet, daß nicht alle sich freilosen konnten, sondern daß das Los einen oder so viele, wie für ein Amt bestimmt waren, traf. So konnte es vorkommen, daß eine Person, die nur eine Stimme hatte, durchs Los zum Amt bestimmt wurde, während eine, die vielleicht viel Stimmen hatte, sich freiloste. Die Aeltesten wurden aus den Predigern gewählt; keiner wurde zum Aeltesten gewählt, der nicht erst eine Zeit lange als Prediger gedient hat.

Die Gottesdienste wurden abwechselnd von den Predigern geleitet, denn fast jede Gemeinde hatte mehrere Prediger. Bei der Wahl des Textes hielt man sich vielfach an die Perikopen, d. h. an die Schriftabschnitte, die die Kirche seinerzeit als Evangelien und Episteln für die bestimmte Sonn- und Festtage festgesetzt hatte. So etwas wie Sonntagsschulen oder Jugendverein war unbekannt. Dagegen währten die Gottesdienste von zwei bis drei Stunden. Etwa eine Stunde lang wurde gesungen. Da es an Gesangbüchern fehlte, wurden die Lieder Strophenweise vorgesagt vom Vorsänger. Die Lieder waren lang, von 6 bis 15 Verse, oder noch länger. Gewöhnlich sang man das ganze Lied, wenn es auch noch so lang war. Gesungen wurde in einem schleppenden Ton, wobei man einfach dem Vorsänger folgte. Gebet, Predigt und Bekenntnisse oder Zeugnisablegen füllte

den übrigen Teil des Gottesdienstes aus. Die Predigt war lang. Nach der Predigt forderte der Prediger auf zum Zeugnis, oder zum Ablegen eines Bekenntnisses. Das zog die Andacht in die Länge. Daß es dabei auch oft einen Kirchenschlaf gab, kann man sich denken. Ob aber damals mehr Kirchenschläfer waren als heute, dürfte dennoch fraglich sein. Für die Zeit von Fastnacht bis Karfreitag galt jeder Freitag als ein Bet und Fasttag. Am Karfreitag hielt man Abendmahl und Fußwaschung. Diesem ging am Gründonnerstag ein Vorbereitungsgottesdienst voraus, bei dem alle Zwistigkeiten geschlichtet werden sollten, sodaß jedes Glied ein freies Abendmahl halten könnte.

Im Allgemeinen nahm man das Leben sehr streng. Alles weltliche Wesen sollte gemieden werden. Putz- und Modesucht waren streng verboten. Dabei geriet man manchmal auch in nebensächliche Fragen. Ob man Knöpfe tragen dürfe, war eine vielbestrittene Frage. Anfänglich wurden nur Haften erlaubt. Ob die Frauen ein Tuch über die Schulter tragen dürfen, ob die Männer die Hosenbeine über den Stiefeln oder in den Stiefeln tragen sollen, ob die Männer eine Halsbinde (necktie) tragen dürfen — solche und ähnliche Fragen verursachten manchmal Bruderschaft auf Bruderschaft. Es zeigt uns das aber, daß unsere Väter das Leben ernst nahmen, und das sie nach Gottes Wort handeln wollten. Daher wurde auch strenge Kirchenzucht geübt. Wenn ein Glied sich versündigte, so wurde es von dem Vorstand der Gemeinde zur Rede gestellt, gestraft und ermahnt; folgte keine Besserung, so wurde es vor die Gemeinde gebracht und hatte Gott und die Gemeinde um Verzeihung zu beten. Beharrte das Glied in der Sünde, so wurde es vom Abendmahl abgeschlossen, und wenn dann noch keine Besserung eintrat, so wurde es in den Bann getan, d. h. es wurde völlig von der Gemeinde ausgeschlossen, wobei buchstäblich nach 1. Kor. 5, 11 gehandelt wurde. In den meisten Fällen hatte das die gewünschte Wirkung, d. h. es

führte zur Buße und Umkehr. Es kam selten vor, daß ein gebanntes Glied im Bann blieb, denn niemand wollte außerhalb der Gemeinde stehen. Im allgemeinen fürchtete man sich vor der Strafe und respektierte die Gemeindeordnung und die Kirchenzucht. Die Gemeinden hatten keine Konstitution, sondern die Bibel galt als Richtsschnur, und man bemühte sich nach derselben sich zu richten. Ob unsere Väter in diesem Stück uns nicht als Vorbild dienen können? Denn trotz unseren Gemeindeordnungen finden wir es heute immer schwerer, Gemeindezucht zu üben.

Nebst dem Vorstand hatte jede Gemeinde resp. Dorf einen Schulz, der die äußere Angelegenheiten zu verwalten hatte. Er hatte Aufsicht über den Gemeindehaushalt, er machte die Auflagen für Gemeindesteuer, Schulsteuer usw. er bestimmte über die Verrichtung der Gemeinarbeit. Es gab z. B. Arbeit an der Dorfstraße, am Schulhaus, an der Kirche usw. Der Schulze sah dazu, daß die Dorfbewohner diese Arbeit taten. Auch die Gemeindeberatungen hatte er einzuberufen. Dieses sowie die Aufforderung zur Arbeit geschah auf folgende Weise: Der Schulze schrieb einen Zettel, oder wenn er in der Mitte des Dorfes wohnte zwei Zettel mit etwa folgendem Inhalt: „Es wird bekannt gemacht, daß jedermann sich um eine bestimmte Zeit beim Schulzen einfinden soll." Diese Zettel gab der Schulze seinen beiden Nachbarn, dem der zu seiner Rechten, sowie dem der zu seiner Linken wohnte, der Nachbar hatte den Zettel dem nächsten Nachbar zu tragen und so weiter, bis der Zettel an das letzte Haus im Dorf kam. Wer es versäumte, den Zettel weiter zu befördern, der mußte eine Strafe von einem Gulden bezahlen.

Sozial.

Da man in Dörfern wohnte, gab es viel Gelegenheit Gesellschaft zu pflegen. Ueberhaupt war es ein geselliges Leben, das man führte. Gerne gesellte man sich in der Arbeit. In der Ernte z. B. arbeitete man oft in Gruppen.

Fuhr man im Winter in den Wald, oder machte man längere Fahrten, etwa um Fracht zu fahren, so fuhr man gerne in einer größeren Gesellschaft. Obwohl die verschiedene Dörfer, in denen unsere Schweizer wohnten, weit von einander waren, besuchte man sich gegenseitig. Heiraten kamen des öftern zwischen Personen aus verschiedenen Dörfern vor, was immer besondere Gelegenheit für viel Besuch bot. Familien zogen auch gelegentlich von einem Schweizerdorf in das andere, wodurch immer wieder Veranlassung zum gegenseitigen Verkehr gegeben wurde. Hochzeiten gaben eine besondere Gelegenheit für geselligen Verkehr. Sie wurden von zwei bis drei Tagen gefeiert. Das ganze Dorf feierte mit. Oft war auch Besuch aus anderen Dörfern zugegen. Manchmal gingen die Lustbarkeiten bei einer Hochzeit auch zu weit, besonders wenn die Prediger nicht mehr da waren.

In den Dörfern versammelte man sich oft des Abends oder am Sonntag nach mittag. Die alten unterhielten sich und die Jungen spielten. Oft kam die Jugend am Sonntagnachmittag zusammen. Die Knaben spielten oft Ball. Es wurden zwei Seiten gewählt und dann versuchte man einen auf der Gegnerseite mit dem Ball zu treffen, wodurch er aus dem Spiel gesetzt wurde. Die Seite, die am ersten die Gegner auf diese Weise aus dem Spiel brachte, gewann das Spiel. An den Winterabenden kamen die Mädchen und Jungfrauen gerne in Gruppen zusammen, um zu Spinnen. Das war nicht so einsam, wie daheim allein zu spinnen. Da die Mädchen zusammen waren, gingen auch die Knaben und Jünglinge oft hin, nicht um zu spinnen, sondern um mit ihren Geschichten und mit ihrem Scherz und mit ihren Possen die Mädchen beim Spinnen zu ermutigen. Es gab eben Gelegenheit, Gesellschaft zu pflegen. In manchen größeren Familien brachte man die Abende beim Spinnen etwas anders zu. Mutter, Töchter und Großmutter saßen an den Spinnrädern, der Hausvater las eine Geschichte vor, der alle lauschten, oder es wurde aus den alten Ueberlieferungen

erzählt. Auch die Nachtweide gab eine Gesellschaft. Etwa 15 Knaben und Jünglinge hüteten des Nachts die Pferde. Das gab oft eine lustige Gesellschaft. Daß der Lebensmut manchmal in Uebermut ausschlug ist leicht denkbar; und daß man bei der Nachtweide manchmal auch Dinge trieb, die das Licht scheuten, kann man auch ahnen. Manche Possen wurden gespielt, die doch etwas zu weit gingen. Manches Gurkenfeld oder Melonenfeld hätte vieles erzählen können, hätte es die Sprachengabe gehabt.

Lebensweise.

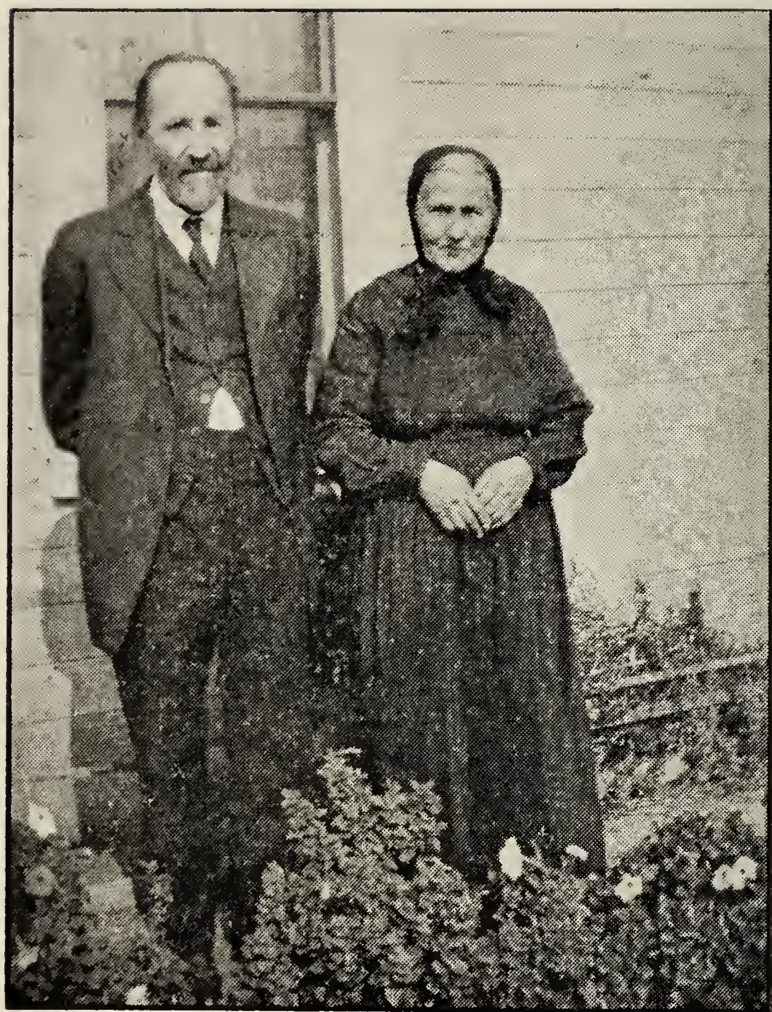
Aus dem, was in diesem Kapitel gesagt ist, kann man sehen, daß unsere Vorfahren in Rußland ein stilles, unauffälliges, einfaches, aber doch im ganzen ein frommes, sittsames Leben führten. Die Lebensweise war sehr einfach. Einfache Kleider, einfache Häuser, einfache Möbel, einfache Haltung, einfaches Essen, ein Leben, — das nicht in Organisationen, Banketten, Programmen und dergleichen aufging, sondern das in jeder Beziehung einfach war, zierte das Leben unsrer Väter. Schwere Arbeit war das Tageslos, erquickender Schlaf die Freude der Nacht. Im allgemeinen war der Gesundheitszustand, wohl der Lebenseinfachheit wegen, recht gut. Von Aerzten wußte man fast nichts. Bei Krankheiten wurden gewöhnliche Hausmittel angewandt. Hie und da spielten auch abergläubige Mittel mit. Man genaß nur einfache Kost. Roggenbrot, Milch, Kartoffeln, Gemüse: das waren die Hauptspeisen. Nur an Feiertagen genaß man von Weizenmehl gemachtes Gebäck. Obst wuchs gut, und wurde viel gebraucht. Die Mahlzeit war oft sehr einfach. Eine große Schüssel Suppe oder Milch wurde auf den Tisch gestellt, die ganze Familie umringte den Tisch, jeder erhielt einen hölzernen Löffel und alle führten diesen Löffel von derselben Schüssel zum Munde. Messer und Gabel war fast unbekannt. So wie im Heim alles einfach war, so auch in der Schule und in der Kirche.

Besondere Probleme.

In unsrer komplizierten Zeit gibt es viele Probleme, die unsere Vorfahren nicht kannten; jedoch hatten auch sie ihre Schwierigkeiten. Die meisten hatten ja mit Armut zu kämpfen. Daß es den Hauseltern manchmal sauer wurde, die Kinder zu ernähern und zu kleiden, liegt in der Natur der Sache. Doch setzten sie ihr Vertrauen auf den, der da sagte: „Sorget nicht!" Etwas Plage hatte man mit den russischen Nachbarn von Nachbardörfern, indem manche dieser Leute lange Finger hatten. Oft waren es auch Juden, die da stahlen, wovon manche vielleicht auch ziemlich entfernt wohnten. Gerne stahl man Pferde. Es kam des öftern vor daß ein Pferd aus dem Stall oder von der Weide des Nachts gestohlen wurde. Dabei nahm man gewöhnilch die besten Pferde. Aber auch anderes wurde gestohlen, wie Frucht, Gemüse usw. Bei dem Ernten der Kartoffeln wurden oft auf dem Felde Löcher gegraben, die Kartoffel hineingelegt und die Löcher wieder zugescharrt. Wiederholt kam es vor, daß eine Familie auf's Feld fuhr die Kartoffel zu holen, nur um ein leeres Loch zu finden; denn jemand hatte sich selbst zu den Kartoffeln geholfen.



Johann Graber und Gattin, Katharina noch in Rußland verehelicht, lebten beide noch als das 50jährige Jubiläum der Einwanderung gefeiert wurde (1924).



Andreas Boran und Gattin Karolina, noch in Rußland verehelicht, leben beide noch während dieses Büchlein geschrieben wird. (Frühjahr 1929).

Auswanderungs-Lied

Verfaßt am 30. Juli 1874 von Jakob Stucky, Aeltesten der Mennonitengemeinde zu Kotusowka, Kreis Shitomir, Gouv. Wolhynien, West Rußland; in Druck gegeben in Amerika in April 1875.

Wir treten nun an Gottes Hand
Die Reis' an in ein fremdes Land.
Gott! Deine Gnade, Deine Güt'
Auf unserm Wege uns behüt.

Du hast ja, Herr, schon manches Jahr
In diesem Lande uns bewahrt
Vor Schwert und Krieg und Ungemach,
Warst Schutz und Schirm bei Tag und Nacht.

Und wenn für uns Dein weiser Rat
Es anders jetzt beschlossen hat,
So soll auch dafür ganz allein
Dir, Jesu, Dank und Ehre sein!

Willst Du, daß wir aus diesem Land
Weggehn zum fernen Meeresstrand,
So mög, o Herr, Dein Will gescheh'n,
Wir wollen Deine Weg' nur geh'n.

Um Deinet willen zieh'n wir aus,
Verlassen Acker, Land und Haus,
Wo Du uns Nahrung gabst zur Not,
Für Weib und Kind, Du treuer Gott.

Vor Pestilenz und Wassernot,
Vor Feuer'sgefahr und frühen Tod,
Bewahrte uns bisher so treu
Dein Gnad,' die alle Tage neu.

Drum folgen wir auch gerne Dir,
O, Herr, wenn Du uns fort von hier,
Dem russischen Reich entführen willst
Und unser groß Verlangen stillst.

Rußland's Beherrscher war zu fern
Von uns, und leider nur zu gern
Nach eignem Willen die Beamten
Zu ihrem Vorteil uns behandeln.

Da wird die Wahrheit oft begrab'n;
Der Arme muß stets Unrecht hab'n.
Gesetz und Recht wird oft gebeugt,
Und dadurch viel Drangsal erzeugt.

Drum bitt' ich für die Obrigkeit:
Lass' sie erkennen in der Zeit,
Daß Du, Herr, einst ihr Richter bist;
O gib auch ihr noch Gnadenfrist!

Wir aber danken innig Dir,
O treuer Heiland für und für,
Daß Du mit Deiner starken Hand
Zerbrichst des Feindes Widerstand.

Was Du beginnst, führst Du auch durch
Trotz aller Feinde Widerspruch;
Und aller Bosheit List und Spott
Verhindert nicht Dein Werk, o Gott.

Auch flehen wir für die Dich an,
Die Gut's gewünscht und Gut's getan
Uns alle Zeit, so lange wir
Mit ihnen wohnen durften hier.

Und segne sie, Herr, früh und spat,
Sei ihnen stets in Gnaden nah

Bis sie nach dieser Erdenzeit
Eingehen in die Ewigkeit.

Und wer noch fern von Deiner Lehr
Den wollest Du, o Herr, bekehr'n,
Und schenken Glaubensfreudigkeit
Die Gut's zu tun stets sei bereit.

Scheinheiligkeit gefällt Dir nicht,
Wenn sie auch glatte Wort spricht.
Von Nächstenliebe ist sie fern,
Das Heiligste entweiht sie gern.

Nun Herr leit uns an Deiner Hand
In das uns schon bestimmte Land!
Sei stets auf unsrer Reis' uns nah
Von hier bis nach Amerika!

Auch auf der weiten Meeresbahn
Nimm unsrer Dich in Gnaden an!
Führ treulich uns mit Weib und Kind,
Bis drüben wir gelandet sind.

Wenn Sturm und Wellen uns bedroh'n,
So sei uns nahe, Gottes Sohn!
Dir ist ja Alles untertan,
Und Nichts Dir widerstehen kann.

Auch drüben sei Du unser Stab
Und Stecken bis zu unserm Grab,
Und führe uns nach dieser Zeit
Zur ew'gen Freud und Seligkeit.

IV. Unruhige Zeiten.

In das einfache Leben, das unsere Väter in Wolhynien führten — ein Leben das Wohl einerseits schwer und entbehrungsreich war, das aber andrerseits ruhig, zufrieden und anspruchslos war, kam plötzlich etwas, das große Besorgnis und Unruhe mit sich brachte. Man kann daher die Jahre 1871 bis 1874 als unruhige Jahre bezeichnen, in denen die Gemüter sehr aufgeregt waren.

Um des Glaubens willen waren sie ja nach Rußland gewandert. Hier hatten sie Aussicht, ihres Glaubens leben zu dürfen. Hatte doch die Kaiserin Katharina II. den Mennoniten Militärfreiheit, Glaubensfreiheit und andere Privilegien garantiert. Das war im Jahre 1773. Auf diese Versprechungen hin wanderten ja viele Mennoniten, darunter auch unsere Vorfahren nach Rußland. Daß sie sich treu und redlich bewährten, geht daraus hervor, daß Paul I., Sohn von Katharina II., im Jahr 1800 diese Privilegien in einem in Golddruck herausgegebenen Gnadenbrief erneuerte. Um diese Zeit waren die Mennoniten schon über 20 Jahren im Lande, und man scheint sie geschätzt zu haben, denn in dem Gnadenbrief heißt es unter anderem: „Die nach dem Zeugnis ihrer Aufseher, wegen ihrer ausgezeichneten Arbeitsamkeit und ihres geziemenden Lebenswandels den übrigen dort angesiedelten Kolonisten zum Muster dienen können, und dadurch unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen."

Ein Jahrhundert hat die russische Regierung ihr den Mennoniten gegebenes Versprechen treu gehalten. Dann gab es eine Wendung. Wie es in Israels Geschichte heißt: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph," so könnte man vielleicht auch hier sagen, „Da

kam ein neuer Zar auf in Rußland, der wußte nichts von den Mennoniten." Wenigstens hat Alexander II., denn so hieß dieser Zar, ihnen gegenüber eine andere Stellung eingenommen als die Regenten, die ihm vorangingen. Sein Ziel war es besonders, alle Deutschen zu vollständigen Russen zu machen. Allerdings scheint er milder gesonnen zu sein, als sein Edikt voraussetzen läßt. Er stand eben, trotzdem er als Selbstherrscher galt, seinen Räten gegenüber machtlos da. Er muß die Mennoniten doch gekannt haben, denn es wird berichtet, daß ihm die Augen übergingen, als er erfuhr, daß die Mennoniten beschlossen hatten auszuwandern.

Schon im Jahr 1871 fingen unsere Leute an zu merken, daß unter den russischen Diplomaten, sowie unter dem russischen Volk überhaupt eine Meinungsverschiedenheit herrschte in bezug auf die Stellung der Mennoniten zur Militärpflicht. Immermehr wurde es laut, daß die Privilegien der Mennoniten durch Alexander II. aufgehoben seien. Das brachte unsere Väter in große Aufregung. Handelte es sich doch um ihren Glauben, um ihr Gewissen, ja, um ihr Verhältnis zu Gott. Handelte es sich doch um dasselbe, wofür ihre Väter Haus und Hof verlassen hatten, um in Rußland ein neues Heim zu gewinnen. Heilige Güter waren hier auf dem Spiel.

Was war nun unter den Umständen zu tun? Zuerst sollte man sich seiner Sache gewiß sein. War es wirklich so, wie verlautet? Waren die Privilegien wirklich zurückgezogen? Um der Sache auf den Grund zu kommen, sollte jemand nach St. Petersburg, der Hauptstadt Rußlands, gesandt werden. Gemeinsame Gefahren gebieten gemeinsames Vorgehen; somit verbanden sich die Schweizermennoniten in dieser Sache mit den Mennoniten bei Ostrog. Letztere wählten Aelteste Tobias Unruh, erstere Aelteste Jakob Stucky von Kotosufka als ihren Vertreter. Diese reisten als Delegierten nach St. Petersburg, um zu erfah-

ren, wie die Sache stände und um wenn möglich mildernde Verordnungen zu erwirken, falls die Privilegien wirklich zurückgezogen seien. Jedoch konnten sie nur wenig ausrichten. Trotz allen Anstrengungen, konnten sie nichts bestimmtes erfahren. So viel schien aber fest zu stehen; daß die alten Privilegien würden eine Aenderung erfahren. Was nun unter den neuen Verordnungen ihr Stand sein würde, konnten sie nicht ermitteln. Wohl versuchten die Herren in Petersburg sie zu beruhigen, aber mit dem Gefühl, daß sie ihre Arbeit unerledigt hatten und daß die Religionsfreiheit sehr in Frage stand, traten sie die Heimreise an. Schon beinahe waren sie daheim, da trafen sie in der Stadt Ostrog einen hohen Regierungsbeamten, von dem sie mehr Aufschluß erhielten. Er erklärte ihnen, daß die alte Privilegien einfach aufgehoben seien und daß allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden sollte, wenn das auch nicht gerade Waffendienst bedeute. Solche, die sich unter diese neue Verordnungen nicht fügen könnten, sollten einige Jahre Zeit haben, das Land zu verlassen.

Mit dieser Information kamen die Delegierten nach Hause. Wie ihr Bericht durch die Herzen ging, können wir nur ahnen. Daß die Gemüter sehr erregt waren, kann man sich denken. Aber was war zu tun? „Auswandern," hieß die Antwort. Daß diese Antwort nicht leicht gefunden wurde, kann man sich denken. Jedoch kam sie immer bestimmter, und immer reifer wurde der Entschluß: „Unseres Bleibens ist in Rußland nicht, wir müssen fort — fort in ein anderes Land." Aber wohin? So tönte es wohl aus aller Herzen. Manche sprachen von Turkestan in Asien, andere dachten an Australien; noch andere richteten ihre Blicke Südamerika zu; die meisten jedoch meinten, Nordamerika sollte die zukünftige Heimat werden. Und doch hatte man von allen diesen Ländern kaum eine Vorstellung. Man hatte zwar hie und da gehört, daß es solche Länder gebe; wo sie aber sind, wie weit es bis dahin ist, was für Länder

es sind usw. davon hatte man nicht die geringste Kenntnis. Da nahm es ein großes Maß von Gottvertrauen, sich für irgend eines dieser Länder zu entscheiden.

Bei allem Gottvertrauen wollte man aber doch auch Vorsicht üben. Man hörte, daß von Südrußland eine Delegation der südrussischen Mennoniten nach Amerika zu reisen gedenke, um als Kundschafter die Verhältnisse dort kennen zu lernen. Bald entschloß man sich, einen Vertreter mit ihnen zu senden. Auch die Mennoniten bei Ostrog entschlossen sich, das zu tun, und wählten Aelteste Tobias Unruh dazu. Die Schweizermennoniten wählten Andreas Schrag, einen älteren, erfahrenen Mann, der sich bereit fand, diesen Dienst zu übernehmen. So interessant diese Deputation auch ist, so können wir hier doch nicht näher darauf eingehen. Mann kann das in jeder guten mennonitischen Geschichte nachlesen. Wir können hier nur kurz einiges erwähnen. Im ganzen waren es zwölf Deputierte, die diese Untersuchungsreise machten. Sie reisten in drei verschiedenen Gruppen ab. Die Gruppe, in der unser Vertreter, Andreas Schrag war bestand aus Jakob Buller und Leonhard Suderman von Südrußland, Tobias Unruh und Andreas Schrag von Wolhinien und Wilhelm Ewert von Preußen. Anfangs April 1873 verließen sie Rußland und landeten am 22. Mai 1873 in New York. Etwa drei Monate lang hielten sie sich in Amerika auf und kundschafteten das Land von Kanada bis nach Texas. Dakota, Minnesota, Nebraska und Kansas waren die Staaten, in denen sie besonders Untersuchungen machten. Teil der Zeit waren alle zwölf Deputierte beisammen, teil der Zeit reisten sie in mehreren Gruppen und besuchten also verschiedene Gegenden. Auch die Landesgesetze untersuchten sie, besonders die Stellung der Regierung bezüglich Militärpflicht resp. Religionsfreiheit. Von den Mennoniten im Osten (Pennsylvanien) wurden sie freundlich empfangen und sie waren ihnen behilflich in der Sammlung von Information. Nach

vollendeter Arbeit schifften sie sich am 20. August 1873 wieder in New York ein und anfangs September waren sie wieder daheim.

Jetzt gaben es rührige Tage. Die Vertreter berichteten günstig von den Möglichkeiten in Amerika und bald war, wenn auch zögernd und zagend der Beschluß gefaßt: „Amerika, das Land der Freiheit, soll unsere Heimat werden. Will's Gott, so wandern wir aus." Jede Gemeinde hat für sich gehandelt. Alle vier Schweizergemeinden kamen aber zu demselben Beschluß. Natürlich nahm man die Sache sehr ernst; denn es war dieses keine Kleinigkeit. Es wurde ein allgemeiner Bettag in der Kirche anberaumt und heiße Gebete gingen zum Thron der Gnade empor, daß Gott die ganze Sache leiten und daß seine Hilfe fühlbar nahe sein möchte. Natürlich wurde die Sache auch im Familiengebet und im persönlichen Gebet dem Herrn Jesus Christus an sein Heilandsherz gelegt.

Doch, Auswandern bringt manches Problem. Einmal mußte man die Habseligkeiten verkaufen. Land, Häuser, persönliches Eigentum — alles mußte veräußert werden. Wo man auf Pachtland war, hatte man sich selbst Häuser gebaut, sowie Nebengebäuden. Es mußten Leute gefunden werden, die das Land pachteten und die Gebäude abkauften. Mündlich und brieflich wurde weit und breit bis in Polen und Oesterreich hinein bekannt gemacht, daß in Wolhynien zwischen Dubno und Schitomir ganze Dörfer mit schönen Wirtschaften zu verkaufen sind. Und der Herr gab seinen Segen, sodaß im Herbst und im Winter und dann im Frühjahr so viele Käufer kamen, daß alle bis zum Juli 1874 verkaufen konnten. Es waren meistens deutsche Kolonisten, die die Dörfer kauften. Natürlich hat man billig verkaufen müssen; aber man war willig, etwas um des Glaubens willen zu opfern. Manches wurde für Spottgeld hergegeben; aber jeder wollte mit nach Amerika und so fragte man nicht lange, ob man den vollen Wert erhielt.

Dann mußte man mit der Tatsache rechnen, daß jeder, der auswandern wollte, einen Paß haben mußte. Es wurde ein Komitee erwählt, um die Pässe zu besorgen. Dasselbe bestand aus Jakob Wedel, Andreas Goering und Julius Foß. Letzterer war aus der lutherischen Gemeinschaft und wurde deswegen erwählt, weil er ziemlich gut in der Landessprache beschlagen war, ebenso in den Landesgesetzen. Es stellte sich aber bald heraus, daß man noch die Dienste eines Advokaten nötig hatte. Man fand auch bald einen, namens Illisiawich, der bereit war, die Sache mit dem Gouverneuer aufzunehmen. Letzterer verlangte nun von den Mennoniten eine Petition. In derselben sollten sie angeben in welchem Jahre und warum sie nach Rußland kamen, was für eine Religion sie hatten, welche Vorrechte sie in Rußland bis dahin gehabt, und warum sie nun auswandern wollten. Weiter sollte diese Petition auch die Zahl, die Namen und den Wohnort aller derer enthalten, die auswandern wünschten. Diese Schrift wurde angefertigt und dann nach St. Peterburg gesandt, und nicht ohne Erfolg, denn im Frühjahr 1874 kamen die Pässe an. Dieselben kosteten 50 Rubel ($50) per Familie. Es waren diese Pässe gleichsam Losscheine, um aus Rußland kommen zu können; denn ohne Paß ließ man niemand über die Grenze kommen. Nebst Paß mußte natürlich für jeden auch eine Reisekarte (Ticket) besorgt werden. Diese Fahrkarte kostete $80 für jede Person. Manche der ärmeren Familien konnten das Reisegeld nicht erschwingen. Aber auch für sie war gesorgt. Die Mennoniten in Amerika streckten Geld vor und diese Armen kamen auf Freikarte nach Amerika und haben dann ihre Reiseschuld bei den Mennoniten in Illinois, Ohio usw. durch Arbeit abbezahlt.

Wie schon erwähnt wurde, hat jede Gemeinde für sich beschlossen und gesorgt. Infolge davon sind die Schweizermennoniten Wolhyniens nicht alle zusammen sondern in vier verschiedenen Gruppen ausgewandert. Die Sahorez-

gemeinde wanderte in zwei Gruppen aus. Zwei Dörfer, Sahorez und Futor, bildeten die erste Gruppe, die da auswanderte. Es waren ihrer 10 Familien. Sie traten die Reise am 10. April 1874 an mit dem Deputierten Andreas Schrag an der Spitze. Diese Gruppe ließ sich in Süd-Dakota nieder. Bald darauf folgten die andern zwei zur Sahorezgemeinde gehörenden Dörfer, Gorrit und die Hecker, die sich ebenfalls in Süd-Dakota ansiedelten.

Die dritte Gruppe, die den Wanderstab ergriff bestand aus zwei Gemeinden, nämlich Horodisch und Waldheim, war doch Waldheim so zu sagen eine Filiale der Gemeinde zu Horodisch, denn dieses Dorf wurde von Horodisch aus gegründet. Diese Gruppe war daher bedeutend größer als die zwei ersten. Sie bestand aus 53 Familien. Rev. Peter Kaufman, Chr. Schrag und Chr. Kaufman wurden als Leiter dieser Gruppe gewählt. Sie wanderten im Juli 1874 aus und siedelten sich in Hutchinson und Turner Counties, Süddakota an. Am 6. August 1874 trat die vierte und letzte und die größte Gemeinde, die von Kotosufka, die lange, schwere Reise an. Es waren ihrer 73 Familien in diesem Zug. Die ganze Gemeinde mit Ausnahme zweier Personen waren dabei, ein unverheirateter Mann namens Voran und ein verheirateter namens Sutter, dessen Familie aber auswanderte. In den anderen Gemeinden blieben einige mehr zurück, sodaß im ganzen etwa 7 Familien aus den vier Gemeinden in Rußland blieben, in Kotosufka jedoch blieben nur die zwei genannte Personen. Diese Gemeinde von 73 Familien siedelten sich alle in Kansas an, ausgenommen einige Familien, die es nach Süd Dakota zog, wo ihre nahe Verwandten sich vor kurzem niedergelassen hatten. Die Kansasansiedlung wurde im südöstlichen Teil von McPherson County gemacht, erstreckte sich aber bald bis in Harvey County hinein; später wurde auch in Reno County und in Kingman County je eine Ansiedlung gemacht. Aus dieser Kotosufka Gemeinde sind im Laufe der Zeit in Kansas fol-

gende Gemeinden entstanden: Hoffnungsfeld, Hoffnungsfeld Eden (jetzt Eden), Pretty Prairie, Bethanien Gemeinde von Kingman County und auch beinahe ⅔ der Gliederzahl der Ersten Mennoniten Gemeinde zu Christian, Kansas stammt von dieser Gruppe.

„Unruhige Zeiten," so nannten wir dieses Kapitel. Ein von einem der Schweizermennoniten verfaßtes Gedicht, das im Post und Volksblatt erschienen, gibt einen kleinen Einblick in die Unruhen Es ist im Dialekt geschrieben und kommt von einem, der als Jüngling die Unruhen miterlebt und auf den sie einen tiefen Eindruck machten. Dasselbe möge dieses Kapitel zum Abschluß bringen.

Vun Rußland uf Amerika.

(Aus „Post und Volksblatt“ Nov. 27. 1902)

Ich will euch jetzt e G'schichtche saa'
Was sich emol hott zugetraa',
In Rußland unsrer Vaterstadt,
Do hadde mer die Freiheit g'hatt.

Wer Mennonit un' wehrlos wär,
Der war aach frei vum Militär—
Der brauch nett in der Krieg ze geh'
Un nett bei de Soldate steh'.

Abaut vor 30 Johr zurik
Treft uns das böse Mißgeschick
Die Freiheit is jetzt über Bord.
„Jetzt ziehn die Waffe odder fort—!“

Mer hott do dribber nogedenkt
Un' hott dem nett recht Glaab' g'schenkt,
Un' hott a' nogesucht im G'setz —
Do tschtehts: „Die Freiheit war bis jetzt.“

„Jetzt abber gebben ehr Rekrut
Un' is eich solches gar nett gut,
So is fer eich do gar ken Haus,
Schnell räumen's Land, ehr missen 'naus!“

Jetzt hott mer angefang zu saa':
„Mer gehn fort uf Amerika.
Es ist faschd noch e' neues Land,
Doch uns is es schun lang bekannt.“

Wie das die Weiber hen gehört,
Hott sich der Lärme gleich vermehrt;
Die Freni, Pöbi, und die Sus',
Die zanken, daß mer schtaune muß.

„Jetzt muß mer fort, was is denn das,
Es macht uns werklich gar kei Spaß,
Mer hen e' Haus un' Stall un' Kuh
Un' aach e' Wertschaft noch derzu."

Jetz kummt der Joki zu der Greet
Un' wott gern wisse, was sie tät.
Sie abber wees schun, was er will,
Un' macht ihn gleich bei Zeite' schtill.

„Ach jerre, Joki, übberlegs,
Die Kinner schterben unnerwegs,
Und wenn mer kumme uf das Meer —
Es wird mer alleweil schun schwer."

„Das Schiff werd rumgedrib vum Storm,
Es schlenkert hin un' her wie'n Worm;
Un't erschte is, Du fallsch dort rin,
Un' ich muß gleich e' Wittfrau sin."

„Du kannscht jetzt mache, was du witt,
Ich aber geh doch gar nett mit,
Ich bleib doheem un' du mit meer,
Das is, was am gescheidschte wär."

Die Katrin, luschtig wie 'ne Lerch,
Meent: „'s geht doch alles übberzwerch.
Was is der Joki for e' Mann,
Wenn er nett soll der Wille han."

„Mer lossen unsri Männer geh,
Un' sollen nett im Wege schteh,

Mer folgen ihne Schritt vor Schritt;
Un' nemme ach die Kinner mit."

Doch abber, wo is Amerika?
Ich han schun öffter höre saa,'
Es is dort dribbe ungefehr
Bei vierzig Meil vum große Meer.

Die Leene meent, sie wees dervun,
„Es is nett weit vun Oregon."
Die Marie saat: „Ich denk beinah,
Es is in Pennsylvania."

Jetzt kummt derzu die alte Lis',
Sie is des Sach sich ganz gewiß,
Sie lacht un' meent: „Es is nett so,
Es is in Alt Neumexiko."

Der Michel hott das nett gelitt,
Daß sich die Weiber hen geschtritt,
„Ich wees es fescht, ich kann eich saa,'
'S is dribbe in Amerika."

Jetzt macht sich alles uf die Bee,'
Fort bis in's neie Land zu geh,
Was Lebe hott, das geht jetzt naus,
Es muß jetzt fort vum alte Haus.

'S geht mit der Bahn zum große Meer,
Dort kummt das große Schiff daher,
Es nimmt uns uf und geht mit Eil,
So schnell fascht wie 'n Vogepfeil.

Un' wann's aach manchmol ängschtlich wor,
So war dabei doch ke' Gefohr.
Das Schiff is ibbers Meer geloff,
Un' nimmand is dordrin versoff.

Sobald das Schiff is bleibe schtee,'
So kummt der Onkel Saem zugeh,
Un' schiddelt freindlich uns die Hand,
Un' saat: „Willkommen in unsrem Land."

„In Kansas ist der beste Platz,
Dort is fer dich e' guder Schatz,
Dort is ne Farm un' Land derzu,
Fer Dich un' fer dei älschert Bu."

„Un' is dei Jüngschter alt genug,
Un' geht aach fleißig hindrem Pflug,
So soll er aach e' Fertel hann,
Zur Wertschaft, wie e' jedre Mann."

Jetzt geht es fort dem Kansas zu,
Daß mer doch endlich kummt zur Ruh,
E' jedre is jetzt so gespannt,
Zu kri vum Saem e' Fertel Land.

Doch muß mer klage aller Welt;
Die Reis, die koscht uns zu viel Geld,
Das liebe Geld is alles hie,
Mer kenne nett mehr weiter zieh.

Jetzt werre Ochse a' geschpannt,
Un's geht jetzt ibber's Land,
Es geht fasch ibber Stock un' Stee,
Mer meent, mer brecht sich Kop un' Bee'.

'S geht nett, wie's mit der Relrod geht,
Aach nett wie mit 'Lektrizität.
Es geht aach annersch wie mit Gäul,
In sibbe Stund dreifertel Meil.

Die Ochse krien abscheulich Dorscht,
Sie henn aach schun no Wasser geforscht,

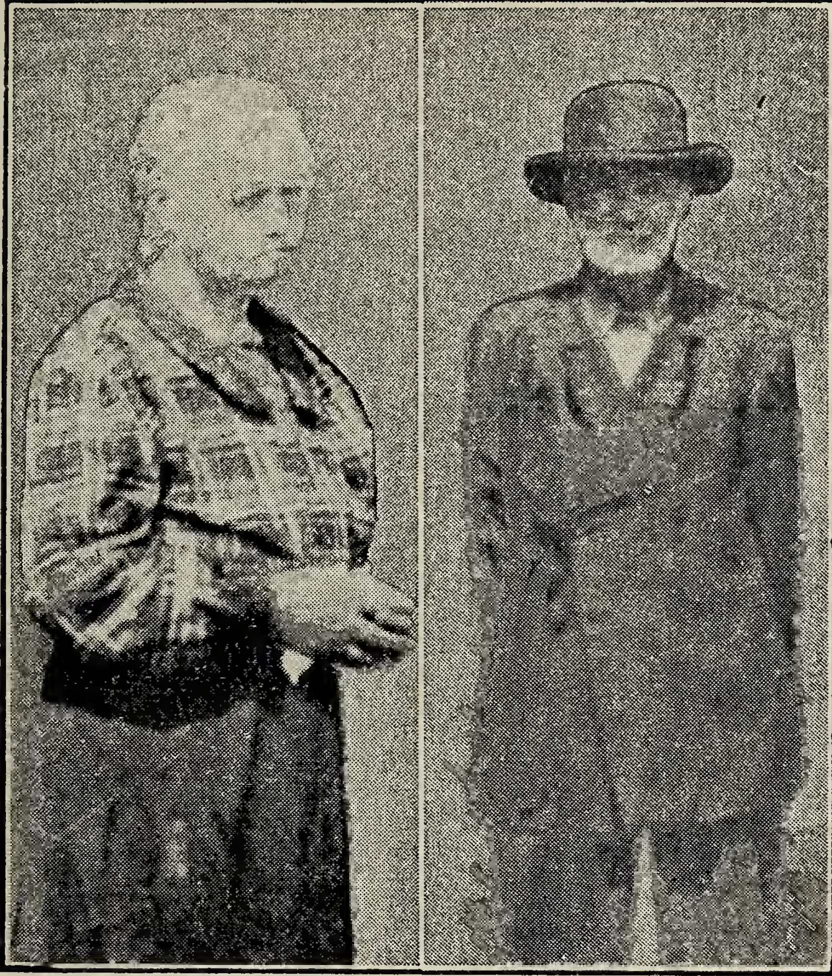
Jetzt is vor uns nett weit e' Krick,
Das war de Ochse ehres Glück.

Das Wasser war nett arich tief,
Doch war das Ufer ziemlich schief.
Die Ochse drehn gleich recht's herum,
So fallt aach gleich der Wage um.

Jetz is es selbsthverständlich klar,
Daß alles z'unerscht z'ebberscht war.
Un' bis mer alles ufgeladt,
War'n aach die armi Ochse satt.

Mer hen jetz bal' e' Heem gefun,
Un hen sich aach nett lang besun,
Henn uns gebaut e' scheenes Haus,
Do gehn mer täglich rin un raus.

Jetz sin mer do un' bleibe do,
Un' sin aach drum vun Herze froh,
Un' kennen aach e' Liedche saa'—
Vun Rußland Uf Amerika.



Johann Schrag und Gattin Anna lebten noch beide als das Jubiläumsfest gefeiert wurde, obwohl sie bei der Einwanderung schon verehelicht waren.

V. Rußland, Adieu!

„Scheiden tut weh." Das gilt auch von dem Abschied unserer Väter von Rußland. Nachdem der Beschluß gefaßt wurde, nach Amerika auszuwandern, ging man daran, für die lange Reise vorzubereiten. Die allgemeine nötige Vorkehrungen haben wir schon erwähnt. Zuletzt ging man an das Verpacken der Sachen, die mitgenommen werden sollten. Wie manche heiße Tränen dabei geweint, wie manches blutende Herz dabei um Trost bangte, wie manche das Gemüt aufregende Frage aufstieg, wie manches unlösbare Problem sich in den Weg stellte: das kann man sich denken. Da war bei den Armen die Befürchtung, daß sie nicht werden mitreisen können, weil es ihnen an Mitteln fehlte. Doch wurde ja für sie gesorgt. Da war die bange Frage, wie man die Verhältnisse in der neuen Welt finden würde. Hatte man doch von Amerika nicht die geringste Vorstellung; denn in der Geographie war man sehr wenig bekannt. Und wie würde man in dem weiten Amerika wieder zu einem Anfang kommen können!? Der Gedanke, das alte Heim für immer zu verlassen war fast unerträglich. Manche konnten einfach nicht daran denken ohne Grauen. Sie wollten sich fast nicht trösten lassen. Sie konnten sich fast nicht entscheiden, den Schritt zu tun. Jedoch allein zurück zu bleiben—nein, das wäre noch schlimmer. Somit fügte man sich in das Unvermeidliche.

Ernst, sehr ernst wurde die Sache genommen. Ein allgemeiner Bet- und Fasttag wurde ausgerufen, an dem man sich in der Kirche versammelte, um Gottes Schutz und Gnade zur Reise und in der neuen Heimat zu erflehen. Jetzt waren auch die letzten Vorbereitungen vollendet. Es war alles verpackt. Den Brotsack hatte man tüchtig angefüllt mit

Schwarzbrot und anderem Proviant zur Reise. Es kam die feierliche, schwere und für die, die sie miterlebt, unvergeßliche Stunde des Abschieds. Am 6. August 1874 war's. Man hatte Leute von der Umgegend und von Nachbardörfern gedungen, um Sachen und Menschen zum Bahnhof zu fahren. Die Wagen waren hoch geladen. Sie setzten sich in Bewegung! Wie klopften die Herzen! Wie tränten die Augen. Ja, ja: „Scheiden tut weh."

Und nun gings zum Dorf hinaus. „Lieb Heimat, adieu!" Vor dem Dorf wurde noch Halt gemacht. Die tränenden Augen blickten zurück. Da vor ihnen lag das schöne Kotosufka. „Kanns sein, daß wir Dich auf immer verlassen?" „Träumen wir?" „Nein, es ist unbarmherzige Wirklichkeit." Hier wurde Abschied genommen. Es hatte sich hier eine große Volksmenge von den Nachbarn und Bekannten zusammengefunden, — russische Bauern usw. — die gekommen waren, Abschied zu nehmen und ihre Glückwünsche zur Reise und zum neuen Heim zu geben. Auch ihrerseits wurde manche heiße Träne geweint. Doch, es muß geschieden sein. Aber nein, es soll noch ein Abschiedslied gesungen werden. Von dem gefühlsvollen Liede, das gesungen wurde geben wir hier nur vier Verse, die wie folgt lauten:

Jetzt ist die Zeit und Stunde da
Daß wir ziehn nach Amerika.
Viel tausend Seelen geht's dort gut,
Das tröstet uns und macht uns Mut.

Ihr alle, die mit uns verwandt
Reicht uns zum letzten mal die Hand;
Ihr Freunde weinet nicht zu sehr,
Wir sehn uns nun und nimmermehr.

Seid alle männlich und seid stark,
Macht uns den Abschied nicht zu hart,

Wir ziehn ja nicht aus dieser Welt,
Auch da ist Gott der uns erhält.

Leb wohl, du altes Vaterland,
Lebt alle wohl, die uns gekannt;
Wir werden uns einst wieder sehn
Dort, wo die Friedenspalmen wehn.

Das Lied verklang, die Wagen setzten sich in Bewegung, die Karawane von 73 Familien fing an, sich dem lieben Heimatsdorf zu entfernen dem zwei Tagereisen entfernten Bahnhof zu. Immer wieder schweifte das Auge zurück auf das Dorf, als möchte man es nachziehen. „Rußland, adieu!" Wahrlich, „Scheiden tut weh."

Die Feder stockt, eine solche Abschiedsszene zu beschreiben. Umsomehr so, da der Schreiber nicht Augenzeuge derselben gewesen ist. Wir zitieren hier noch, was einer, der als 16jähriger Jüngling diese Erfahrung miterlebt hat, darüber sagt: „Ich erinnere mich noch gut, wie unsere Habseligkeiten auf den Wagen geladen und meine liebe Mutter oben auf demselben mit den kleinen Kindern saß und weinte, während der Vater einige Schritte zur Seite ging, sich umwandte und eine kurze Zeit da stand; und was alles in seiner Seele da vorgegangen sein mag, läßt sich leicht denken; und dieselbe Gefühle, die meine liebe Eltern durchwogten, haben wohl mehr oder weniger alle andre Gemüter durchwogt. Am Ende des Dorfes, wo sich eine große gemischte Menschenmenge zusammengefunden hatte, wurde noch Halt gemacht und Abschied genommen, wobei es recht viele heiße Tränen gab, sowohl von den Ziehenden wie von den Bleibenden, und nach dem Abschiedsgruß: „Leb' wohl Du altes Vaterland, Lebt alle wohl die uns gekannt usw. gings per Wagen zwei Tagereisen weit bis Stolbanow, wo die nächste Bahnstation war."

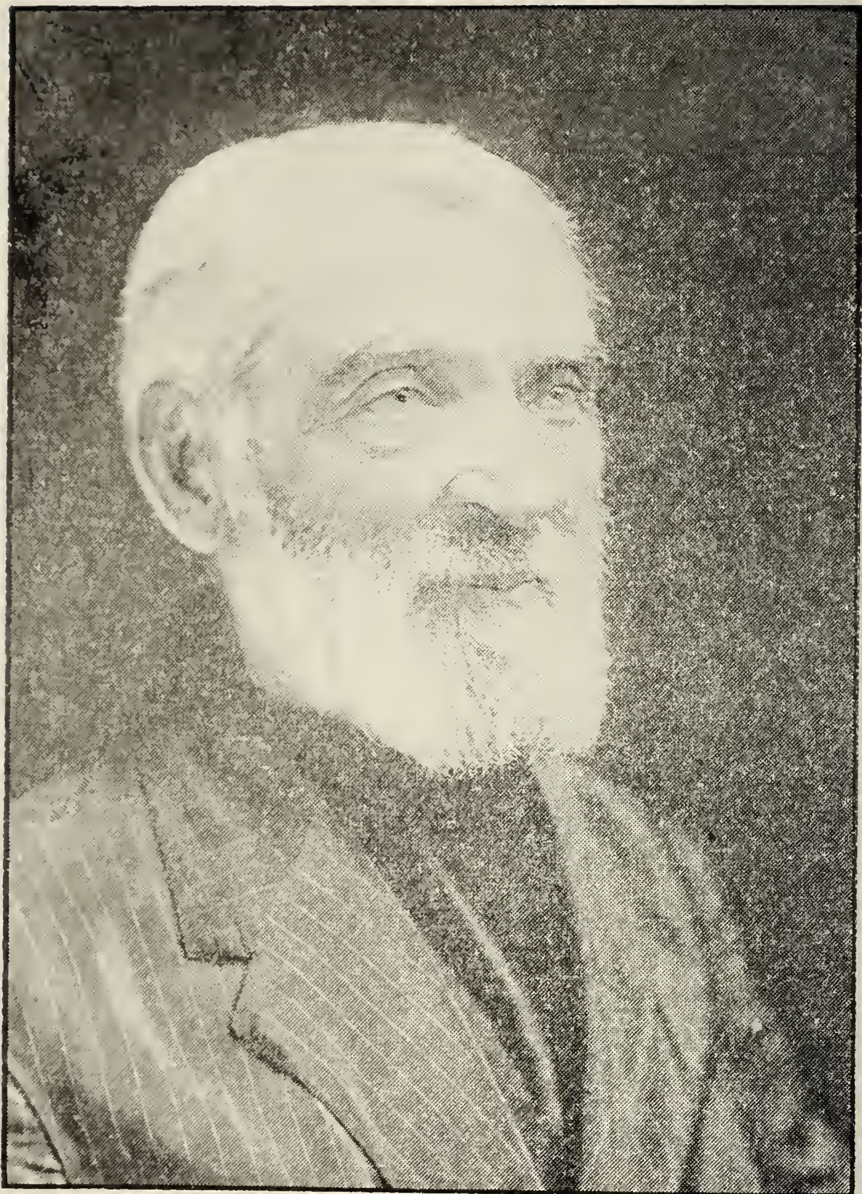
Und warum waren unsere Eltern und Großeltern bereit diesen Trennungsschmerz durchzumachen? Um des Glaubens willen. Sie wollten unter keinen Umständen ihren Glauben kompromissieren. Würden wir heute um des Glaubens willen ähnliche Opfer bringen? Würde heute eine ganze Gemeinde, um den Glauben zu erhalten, den reinen, wahren Bibelglauben, bereit sein zu einem: „Lieb Vaterland, adieu?"



Hoffnungsfeld Kirche.



N. R. Kaufman, langjähriger Prediger und Aelteste der Hoffnungsfeld Gemeinde.



J. J. Stucky, lange Prediger in der Hoffnungsfeld Gemeinde.

VI. Die Reise.

Es war also am 6. August 1874, als unsere Väter die Reise von Kotosufka nach Amerika antraten. Der Gemeindeälteste, Jakob Stucky, war der Leiter der Reisegesellschaft. Etwa zwei Tage nahm die Reise per Wagen bis zur Eisenbahnstation, Stolbanow. Die allerwenigsten hatten in ihrem Leben eine Eisenbahn gesehen, und bei den Meisten paarten sich wohl Furcht mit Neugierde, beim Warten auf den Zug. Derselbe kam, man stieg ein, und fort gings ins Weite und Unbekannte. An der Oesterreichischen Grenze bei Brody angekommen, wurden Pässe und Gepäck durchgesehen, alles richtig befunden, und nun gings weiter. Wieder umschlich Wehmut das Herz beim Ueberschreiten der Grenze; nochmal sagte das Herz: „Lebwohl, Rußland;" wieder schweiften die Blicke zurück auf das alte Vaterland: aber so schwer wie beim Abschied vom Heimatsdorf war es jetzt nicht mehr. Bei Lehmberg gab es zwei Tage Aufenthalt, die man zum Teil ausnützte, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu betrachten. Von hier ging es mit wenig Aufenthalt weiter durch Oesterreich in Deutschland hinein und Hamburg zu. Wenn der Zug längere Zeit anhielt, trieb es auch die Reisende mal ins Freie, um die Leute zu sehen, und das Freie zu genießen. So geschah es auch, daß einige an einer Stelle sich zu weit vom Zug wegwagten, und derselbe fuhr ohne sie ab. Das gab natürlich bei den Ihrigen eine Angst und ein Jammer und auch sie selbst werden in große Angst gekommen sein. Doch konnten sie mit dem nächsten Zug die Ihrigen bald einholen, und es war wieder alles gut.

Gerade bequem war die Reise per Eisenbahn nicht. Sehr gedrängt mußte man sitzen. Oft hat es an Sitzraum

gefehlt. Des öftern mußte auch umgestiegen werden. Männer, Weiber, Greise und Kinder mußten dann mit dem Gepäck auf dem Rücken oder unter den Armen und mit den kleinen Kindern auf den Armen durch die Stadt marschieren, was den Stadtbewohnern, die wohl noch nie einen solchen Zug gesehen hatten, viel Lust machte. Geschah solches Umsteigen doch gewöhnlich mit viel Lärm. Väter und Mütter waren um ihre Kinderschar besorgt und riefen ihnen beständig zu. Kinder riefen nach den Eltern. Alle waren besorgt, daß doch keines dahintenbleibe. Daß es auch hie und da auf der Reise Unzufriedenheiten und Gemurmel und vielleicht auch Streitigkeiten gab, kann man ja voraussetzen.

Endlich wurde die Hafenstadt, Hamburg erreicht, wo es wieder eine viertägige Wartezeit gab, bis man ein Schiff besteigen konnte. Diese Zeit nutzte man verschieden aus. So wurden z. B. Versammlungen anberaumt in denen ein Prediger der Stadt abwechselnd mit dem Aeltesten und Leiter, Jakob Stucky, predigte. Dann wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen. Einige Jünglinge waren besonders neugierig, die Schiffe zu sehen. Ohne etwas den andern zu sagen, machten sie sich eines Nachmittags auf, den Hafen zu suchen. Sie gingen und gingen; aber den Hafen fanden sie nicht. Bald merkten sie, daß es schon spät wurde. Jetzt eilten sie zurück; aber es war nicht so leicht, das Gasthaus, in dem sie logierten, zu finden. Groß war bei den Ihrigen die Sorge, was doch mit den Knaben geschehen sein mag. Endlich kamen sie, und natürlich gab es eine tüchtige Ermahnung, an die diese Jünglinge — nein, jetzt sind sie Urgroßväter, — heute noch denken. Natürlich traf man auch mit vielen Leuten zusammen. Neugierig fragten sie: „Wohin die Reise." Auf die Antwort: „Nach Amerika!" gab es verschiedene Stimmungen. Manche schienen auf die Emigranten neidisch zu sein; die meisten jedoch bemitleideten sie. Meinten sie

doch, die Reise nach Amerika sei ein Zug in's Ungewisse. „Was wollt Ihr in Amerika?" hieß es. „Da ist doch nur der Abschaum der Menschen, Räuber usw. Besonders sind da die Indianer, die werden Euch skalpieren und umbringen." Das war natürlich nicht ermutigend. Wie einst Israel in der Wüste, so werden diese Emigranten auch hie und da gemurrt haben: „Wären wir doch lieber in Rußland gestorben, als das wir im fernen Amerika jämmerlich umkommen sollen." Doch faßte man im Glauben an Gott immer wieder neuen Mut.

Gut war's, daß diese Wartezeiten nicht allzulange währten. Am vierten Tage bestiegen die Reisenden das Schiff und fort ging's von Hamburg England zu. Am dritten Tage landeten sie in Hull, England. Hier galt es wieder umzusteigen, um die Eisenbahn zu betreten. Wieder mußte ein langer Marsch zu Fuß gemacht werden, und dann wurden sie in einen Stall mit einem großen Vorhof einquartiert, bis ein Zug für sie fertig war. Denselben bestiegen sie und fuhren vom Osten nach dem Westen England durch zur Hafenstadt Liverpool. Der dreitägige Aufenthalt in Liverpool gab auch Gelegenheit manches Neue zu sehen. Besonders fielen die viele auf den Straßen stehenden Buden auf, die aber scheinbar nur den Zweck hatten, fremde Leute auszubeuten. Hier gab es manche interessante und auch unangenehme Erfahrung, besonders für solche, die sich zu weit vom Lager wegwagten.

Am dritten Tage wurde bekannt gemacht, daß alles zum einschiffen fertig sei. Das große Schiff „City of Richmond" von der Inman Linie stand bereit sie aufzunehmen, um sie Amerika zuzuführen. Dasselbe ankerte eine ziemliche Strecke vom Lande und die Reisenden mußten auf einem Boot zum Schiff gebracht werden. Natürlich konnte das Boot nicht die ganze Gesellschaft auf einmal befördern. So kam es, daß Teil einer Familie im Boot war und ein Teil warten mußte, bis das Boot eine weitere Ladung ho-

len konnte. Ebenso wurde das Gepäck scheinbar rücksichtslos geladen. Manche konnten von ihren Habseligkeiten nichts sehen. Das gab wieder eine Angst, ein Jammer und viele Tränen, bis die ganze Gemeinde und alles Gepäck glücklich auf dem Schiffe war.

Die Fahrt war im ganzen angenehm. Nur an einem Tage war das Meer recht unruhig. Der deutsche Kapitän war recht freundlich und zuvorkommend. Wohl war man etwas eng eingepfercht, indem man dritter Klasse reiste in den untersten Kajüten, wo drei bis vier Familien eine Kajüte teilen mußten. Aber man war ja Bekannte und meistens Verwandte, und so ging es doch. Das Schiff hatte noch viele andere Passagiere, deren Benehmen es zeigte, daß sie nicht zum ersten mal eine Seereise machten. Manche Erfahrungen gab es, um die Eintönigkeit der Fahrt zu brechen. Man bewunderte das Schiff von der untersten Kajüte bis auf's Verdeck; man traf mit verschiedenen Klassen von Menschen zusammen und genaß ihre Reisegesellschaft; man kämpfte mit der Seekrankheit, obwohl sie hier nicht so schlimm wurde wie auf dem kleinen Schiff, das von Hamburg nach Hull fuhr. Einmal verbreitete sich der Ruf: „Mann über Bord!" Schnell wurde ein Rettungsboot ins Meer gelassen und man eilte der Stelle zu, wo der Mann ins Wasser fiel, sah ihn auch einmal, aber er versank dann, und wurde nicht mehr gesehen. Ob er ein Verbrecher war, und sich ins Meer gelassen hatte, um auf die nahegelegene Insel zu schwimmen und dadurch dem Gerichte zu entgehen, wie einige behaupteten; oder ob er, wie andere meinten, ein Lebensmüder war, der sich ins Meer warf, um seinem Leben ein Ende zu machen, oder was eigentlich dahinter steckte, konnte man nicht genau erfahren.

Ein ander mal erscholl in einer Nacht der Ruf: „Feuer!" Glücklicherweise lagen die meisten im tiefen Schlaf, sonst hätte es eine böse Scene abgeben können. Sie wurden vor dem Schreck geschont. Kann man sich etwas

Schrecklicheres denken als ein Feuer auf einem Schiff auf offener See? Doch, es war kein Feuer. Entweder hatte jemand im Schlaf geschrieen, oder in der Phantasie Feuer gesehen.

Auch traurige Erfahrungen gab es für die Reisenden. Es starb ein Kind, und man mußte den Leichnam dem großen Ozean übergeben. Das war besonders schwer für die Eltern.

Nach zehntägiger Fahrt ertönte plötzlich der Ruf: „Land!" Natürlich eilte man auf's Verdeck. Mit Späherauge schaute man, um von Amerika einen Blick zu erhalten. Am 3. September 1874 lief das Schiff in die Hafenstadt New York ein. In Castle Garden gab es einige Tage Aufenthalt. Wie wohltuend war es, hier gute Unterkunft zu finden! Wie freundlich und zuvorkommend schienen die Amerikaner zu sein! Wie wohl tat es, daß die Amerikanische Traktat Gesellschaft einige Kopien des „Amerikanischen Botschafter" und kleine Neue Testamente austeilte. So gab es in Amerika nicht nur Raubgesindel und Indianer! Es gab hier Menschen, die Menschengefühl und Mitleid hatten.

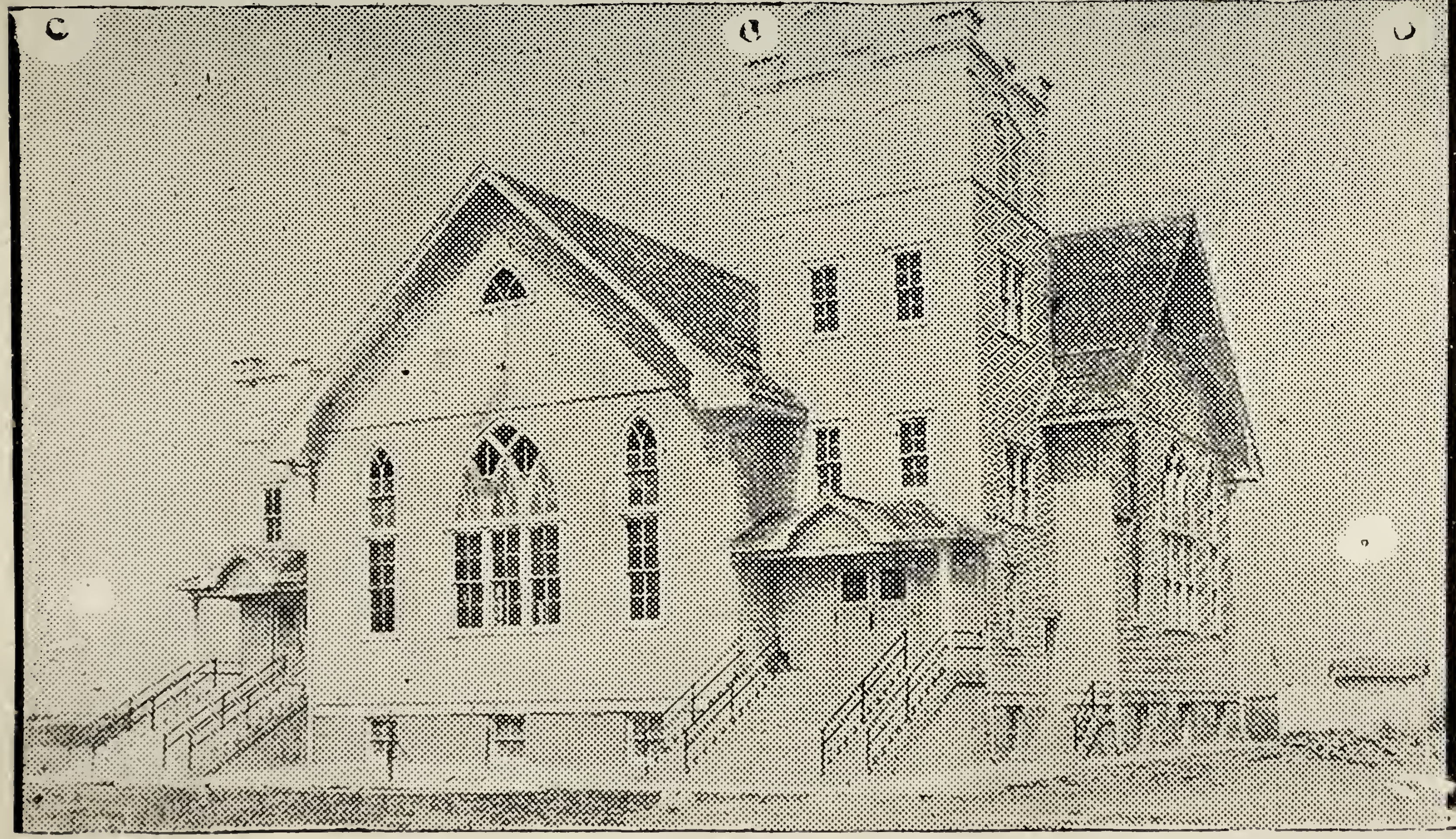
Man war also in Amerika. Aber Amerika ist groß; jetzt wohin? Das war eine Frage, die noch entschieden werden mußte. Von verschiedenen Staaten waren Vertreter in New York, die die neuen Ankömmlinge bewegen wollten nach ihren Staaten zu ziehen. Vor einigen Wochen waren die Horodischer und Waldheimer in New York angekommen; die hatten sich Turner County, Dakota als Heim gewählt. Manche der Leute von Schitomir, also von denen die diese Reisegesellschaft bildeten, hatten nahe Verwandte, die in der Gruppe waren, die nach Dakota zogen. Natürlich zog es sie ebenfalls nach Dakota. So eilten einige Familien nach Dakota. Von Kansas waren die Brüder David Görtz und Wm. Ewert nach New York gekommen, um unsere Väter für Kansas zu interessieren. Die meisten entschieden sich

nach Kansas zu ziehen. Doch durften nicht alle mit. Manche waren ja auf Freikarten gekommen, indem die Board of Guardian, welche eine mennonitische Gesellschaft war, die sich zu diesem Zweck gebildet hatte, ihnen das Geld vorstreckte und zum teil auch schenkte. Diese Board hatte wieder das Geld von Mennoniten hiezulande vorgestreckt bekommen. Diejenigen nun, die auf solches Leihgeld die Reise gemacht hatten, sollten ihre Reiseschuld abzahlen resp. abarbeiten. Also mußten einige Familien nach Pennsylvanien, Indiana, Illinois, Ohio reisen, um zuerst mit ihren Schulden ins Reine zu kommen, ehe sie nach Kansas reisten. Das verursachte einen unbeschreiblichen Jammer, indem man fürchtete, daß diese als Sklaven verkauft waren. Doch lernte man bald anders, denn diese Familien hatten es nicht schlecht, und kamen später alle zu den ihrigen in Kansas.

Nachdem die große Mehrheit sich für Kansas entschieden hatte, Verließ man bald New York und nun ging es mit der Eisenbahn eilends Kansas zu. Wie beobachtete man doch das Panorama vom Zug aus. Städte, Fabriken, Felder, Gärten, alles war wichtig; wollte man doch die neue Heimat kennen lernen. Es war ja alles so bebaut! Das schien nicht neu. Es herrschte überall Zivilisation! Bald änderte sich die Scene. Die Städte wurden immer weniger und kleiner; die Farmhäuser immer rarer. Eine weite, wilde Prärie dehnte sich vor dem Auge aus. Jetzt war man im neuen Lande. So kam man nach Peabody, Kansas. Hier stieg man aus, denn es war vorläufig das Reiseziel. Man richtete sich temporär heimisch, so gut es ging, ein. Denn von hier sollte das Land gesucht werden, auf das unsere Väter ziehen wollten. Es war also zu erwarten, daß sie in Peabody eine zeitlang lagern würden. Es wurden ihnen hier Häuser und Häuschen, Schoppen und Speicher zur freien Verfügung gestellt, in die sie einzogen.

Obwohl sie noch nicht auf ihrem eigenen Land waren, kann man die Ankunft in Peabody doch als das Ende der

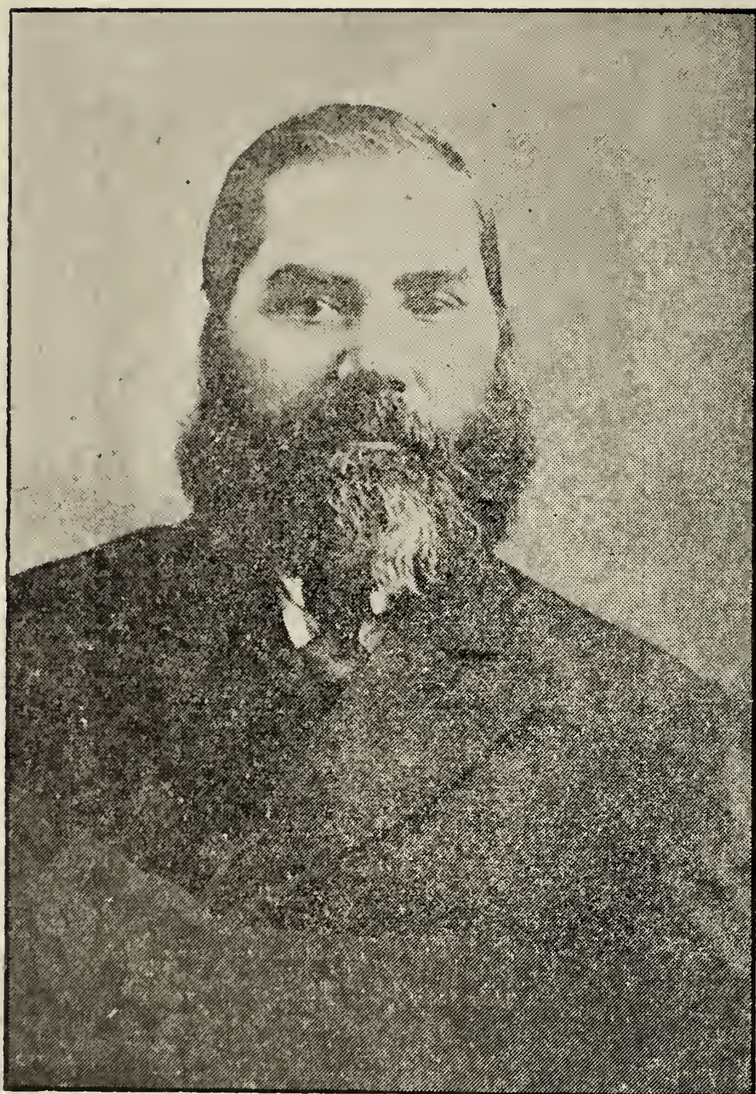
Reise von Rußland nach Amerika betrachten. Zwei Tage hatte man per Wagen gereist, zwölf Tage per Eisenbahn und 12 Tage mit dem Schiff. Dann gab es wiederholt Wartepausen, wo man auf Züge oder auf das Schiff warten mußte, sodaß es etwas über einen Monat nahm, von Kotosufka in Rußland bis nach Peabody in Kansas zu reisen. Der Herr hatte wunderbar geschützt und geführt. Wohl lagen noch viele Kämpfe bevor; aber „der Gott, der so sichtbar bis hierher gesegnet hatte, der wird auch weiter helfen." So tröstete man sich.



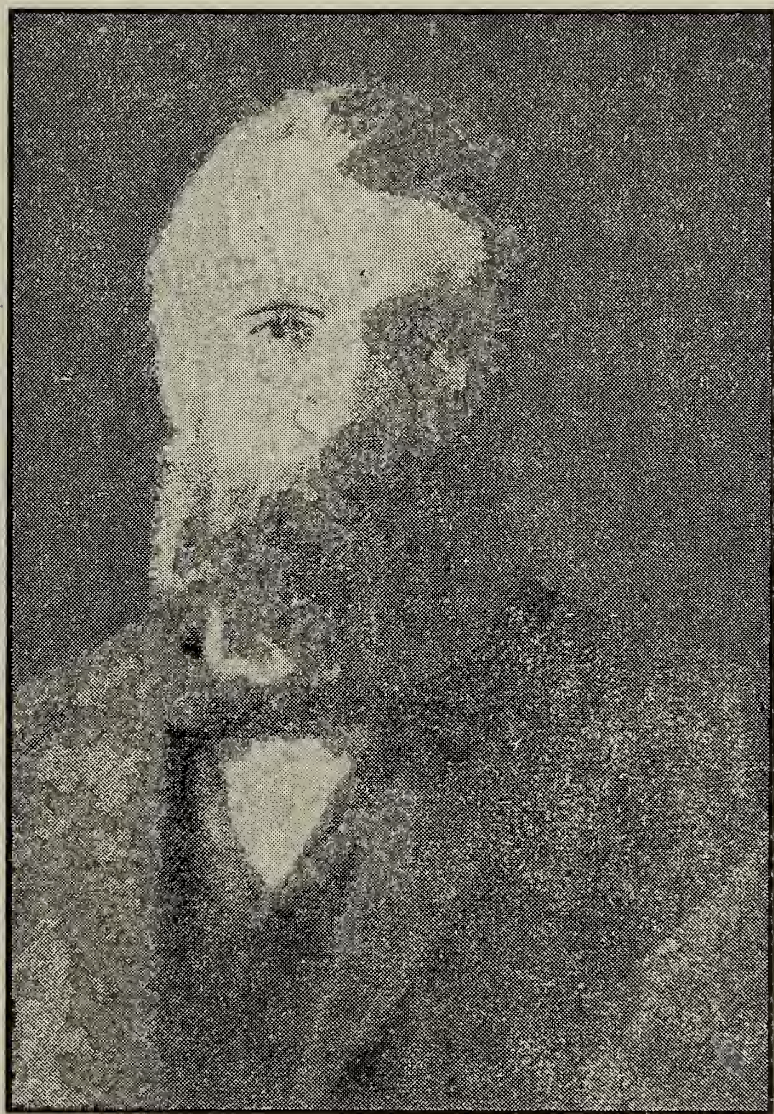
Eden Kirche.



C. J. Goering, Prediger und Aeltteste der Eden Gemeinde.



Peter Krehbiel, Prediger in der Hoffnungsfeld und nach Gründung der Eden Gemeinde Prediger in der Eden Gemeinde.



Peter Stucky, Prediger in der Eden Gemeinde.



Philip Wedel, Prediger in der Eden Gemeinde.

VII. Daheim in Amerika.

Wir haben im Geiste unseren Vätern von Rußland bis nach Peabody, Kansas gefolgt. In Amerika waren sie jetzt; aber immer noch nicht gerade daheim. Es galt jetzt das neue Heim zu finden und aufzurichten. Einige der Väter machten sich zu Fuß auf, um eine Landgegend zu finden, die sich für eine Ansiedlung eignen würde. Sie bereisten die „Counties“ Marion, McPherson und Harvey. Bei diesem Suchen nach Land waren ihnen auch andere behilflich, so besonders der Vertreter der A. T. u. Santa Fe Eisenbahn Gesellschaft, C. B. Schmidt und auch einige Glaubensbrüder, die etwa ein Jahr früher von Iowa nach Kansas gekommen waren und sich bei Halstead und bei Christian niedergelassen hatten. Zu jener Zeit hatte die Mo. Pac. Eisenbahn Gesellschaft die Zweigbahn von Eldorado nach McPherson noch nicht gebaut. Moundridge bestand daher noch nicht; aber gerade eine Meile südlich von wo Moundridge jetzt liegt, war ein ganz kleines Landstädtchen bestehend aus einem Kaufladen, einer Schmiede und einem Postamt, welches im Kaufladen war. Christian hieß dieses Landstädtchen. Dasselbe ging ein, als die erwähnte Zweigbahn im Jahre 1886 gebaut und Moundridge* gegründet wurde. Hier wohnten also einige aus Iowa kommende süddeutsche mennonitische Familien, von denen einige Glaubensbrüder unseren Vätern behilflich waren, ihr Land auszusuchen.

Nach einer Untersuchungsreise von etwa drei Wochen kamen die landsuchende Väter zurück nach Peabody. Sie berichteten, daß sie sich geeinigt hätten auf Mound- und Turkey Township, McPherson County als einen passenden und versprechenden Ort für eine Ansiedlung. Während

---

* Der erste Zug, der Passagiere fuhr, lief in der ersten Woche im September 1886 in Moundridge ein.

ihrer Abwesendheit, hatte man im Lager in Peabody auch schwere Erfahrungen, indem fast alle Kinder krank wurden, vielleicht in Folge des Klimawechsels. Einige Kinder starben. Die Stadt Peabody hatte aber zu dieser Zeit noch keine Begräbnisstätte. Man hörte jedoch, daß einige Meilen nördlich von Peabody ein Friedhof angelegt sei, auf dem auch schon einige Gräber waren. Niemand aber hatte ein Fuhrwerk, und so wurden die Leichen dort hin getragen und daselbst bestattet. Drei Wochen lang hatte man in Peabody während dem Kundschaften des Landes gelagert. Froh war man, von dort weiter zu reisen, um so bald als möglich das permanente Heim zu erreichen. Um so nahe wie möglich zu dem für die Ansiedlung bestimmten Land zu kommen, reiste man mit der Eisenbahn nach Halstead. Hier gab es wieder Aufenthalt, Freunde schlugen in der Nähe der Warkentin Mühle in Halstead eine Bretterbude auf, wo die Immigranten temporär Unterkunft fanden. Der Aufenthalt war hier nicht lang, für manche Familien nur einige Tage, für die meisten etwa eine Woche, für einige Familien auch einige Wochen. Auch hier sollen einige Kinder gestorben sein, deren Leichname auf dem eine halbe Meile westlich und drei und eine halbe Meilen nördlich von Halstead sich befindenden Friedhof liegen sollen.

In Halstead angekommen galt es für jeden Hausvater, den Ort für sein Heim zu wählen, wo er mit seiner Familie sich niederlassen wollte. Der Ort für die Ansiedlung war zwar festgestellt; aber in dieser Ansiedlung mußte jede Familie für sich ein Heim suchen, auf dem Lande, das für diese Ansiedlung reserviert wurde. Manche Väter waren recht bald entschlossen, andere nahm es länger, ein Heim zu finden; weswegen manche Familien auch länger in Halstead lagerten als andere. Mit der Eisenbahngesellschaft hatten die Väter, die von Peabody aus das Land untersuchten, einen Kontrakt geschlossen, nach welchem diese Gesellschaft versprach, die gewählten Gegend für eine mennonitische An-

siedlung zu reservieren und falls ein gewisses Quantum von Land gekauft und eine gewisse Anzahlung auf dasselbe gemacht würde, so würde diese Gesellschaft einviertel Land der Gemeinde schenken für Kirch und Schulzwecke und darauf ein temporäres Haus bauen groß genug, daß mehrere Familien in demselben wohnen könnten, bis sie auf ihrem eigenen Land ein Haus bauen könnten. Ebenso versprach sie alles Material, das zum Bauen erforderlich war, sowie auch Lebensmittel, Kohlen usw. auf ein Jahr frachtfrei zu liefern. Das Land sollte von $3.00 bis $6.00 per Acker, das meiste davon $3.60 per Acker kosten. Manche Familie jedoch fürchtete, daß sie nicht bestehen könnten, auch nur $3.00 per Acker für ihr Land zu zahlen und schaute sich um nach günstigeren Gelegenheiten. Nur die Hälfte des Landes war „Eisenbahnland." Die Regierung hatte der Eisenbahngesellschaft 20 Meilen breit der Bahn entlang die Hälfte des Landes geschenkt als Antrieb zum Bau der Bahn. Jede andere Quadratmeile (Section) gehörte aber immer noch der Regierung. Zwar war dieses Land schon alles in Heimstätten (homesteads) aufgenommen. Aber man konnte hie und da recht billig das Recht eines „Homesteaders" abkaufen. Einige Familien kauften solche Rechte und zahlten etwa $50 für 80 Acker und von $200 bis $500 für 160 Acker, je nachdem es bebaut war. Einige Familien begnügten sich auch, vorläufig ein Stück Land zu pachten. Die meisten aber kauften Eisenbahnland, wenn manche auch nur eine sehr geringe Anzahlung darauf machen konnten. Manche Familie hat auch bei allem Kämpfen, später die Anzahlungen nicht fortsetzen können; verlor daher das Land, und mußte wieder von neuem anfangen.

Sobald das Land gewählt war, eilten die Väter nach Halstead, um ihre Familien auf dasselbe zu bringen. Mittlerweile hatten sie Milchvieh, besonders aber Zugvieh gekauft. Da es bedeutend billiger war Ochsen zu kaufen als Pferde, haben die meisten im Anfang Ochsen als Zugvieh gebraucht.

Dazu kauften sie auch Wagen. Auf dieselben wurden die Habseligkeiten geladen, die Ochsen mit Joch vorgespannt und die letzte Strecke der Reise von Halstead auf das gewählte Land, das man als Heim zu besitzen hoffte, wurde angetreten. Obwohl diese Reise nur etwa 15 bis 20 Meilen lang war, nahm sie zwei Tage in Anspruch; denn die Ochsen machten nicht gewaltige Fortschritte. Doch endlich war man nicht nur in Amerika, sondern Daheim in Amerika; wenn das Heim für viele auch noch nicht permanent war, so war es doch wenigstens in der Ansiedlung, in der man das Heim machen wollte. Etwa Mitte Oktober versammelte die Gemeinde sich im sogenannten Immigrantenhaus, um Gott gemeinschaftlich für seinen Schutz und Segen, sowie für seine Führungen zu danken.

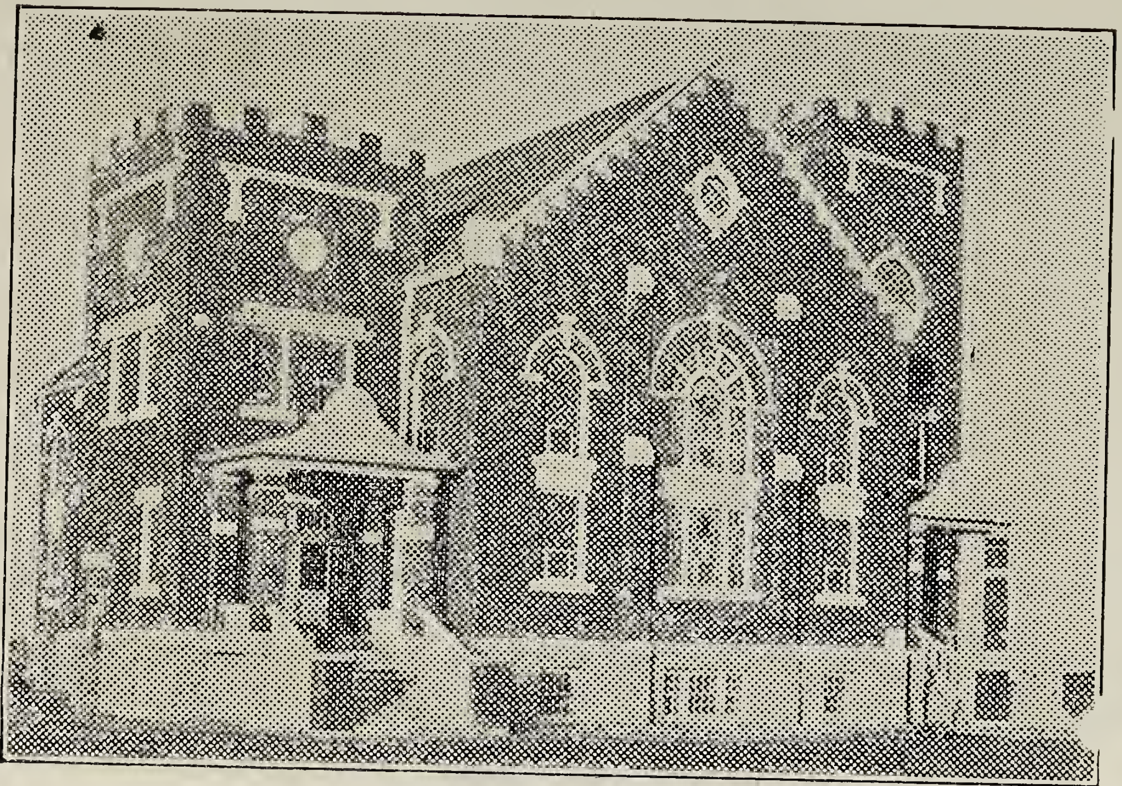
Oktober war's. Der Winter war also nahe. Möglichst schnell mußte eine Wohnung errichtet werden. Die Eisenbahngesellschaft hielt Wort und baute ein temporäres Gebäude etwa 20 Fuß breit und 120 Fuß lang, auf dem für Kirch- und Schulzwecke geschenkten Land auf Sektion 19 in Mound Township. Es war dieses Gebäude allerdings nur eine Scheune von einfachen Bretterwänden mit Dach, ohne Decke oder Fußboden. In dieses „Immigrantenhaus" zogen zwischen 15 und 20 Familien ein, um in demselben zu wintern. Sie richteten sich so ein, daß mehrerer Familien sich mit einem Ofen begnügten. Als Tische und Stühle dienten die Verpackkasten oder von Brettern hergestellte temporäre Einrichtungen. Zum Nachtlager wurde Präriehen gesammelt und auf die Erde gestreut. Daß man bei recht kaltem Wetter unter solchen Umständen manchmal den Tag herbeiwünschte, und daß besonders für die Eltern von einer wirklichen Nachtruhe nicht gesprochen werden kann, weiß der, der es mit erlebt hat. Doch haben diese Familien den Winter glücklich überstanden und im Frühling ging's auf's eigene Land. Solche die zum Winter in das Eigene einkehrten, hatte natürlich auch keine Paläste.

Die Häuser waren auch meistens nur Bretterhütten, hie und da vielleicht auch nur ein „dugout."

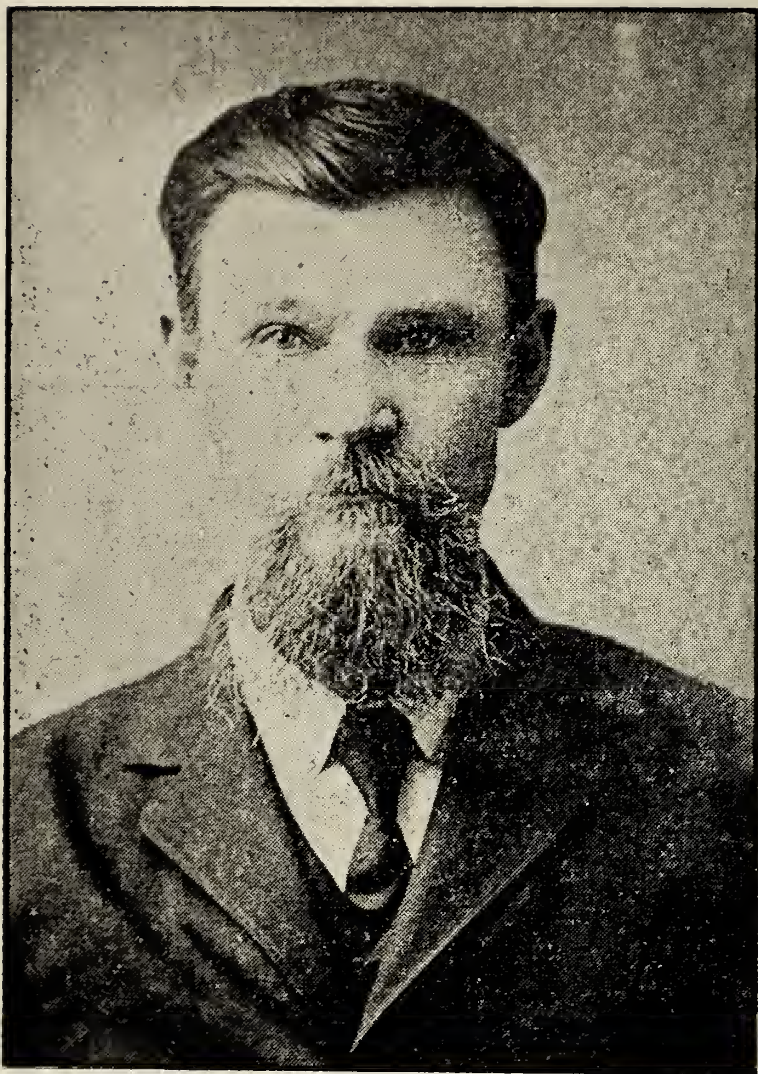
Aber nicht nur um häusliche Einrichtung für den Winter war man besorgt, sondern man eilte, um noch etwas Weizen zu säen. Wohl war es schon spät; aber schnell wurde noch etwas Land gebrochen, auf manchen Farmen war auch etwas gebrochenes Land. Man behalf sich, wie man konnte. Einige Familien, etwa vier oder fünf an der Zahl, pachteten z. B. die sogenannten Nichols Farm eine Meile süd und zwei Meilen Ost von Moundridge; der größte Teil der viertel Sektion war aufgebrochen. Ein Teil davon pflügten sie noch, Teil davon war Kornland; sie kauften Sattweizen zu $1.50 das Buschel, säten den Weizen mit der Hand und eggten ihn ein und unter dem Segen des Herrn erziehten sie eine ziemlich gute Ernte, so daß diese Familien ihr Brot und ihre Saat für's nächste Jahr hatten, und noch etwas bar Geld. Das gab einen Anfang. Dieses ist nur ein Beispiel. Andere Familien handelten ähnlich, oder halfen sich auf andre Weise.

Einer der das Pionierleben miterlebt hat, indem er als 21 jähriger Jüngling diese Einwanderung mitmachte, sagt wie folgt: „Es währte nicht lange, bis auch wir einen Ort fanden, wo wir als Renter uns niederlassen konnten. Eine Erdhütte war da. Ein kleines Stück Feld wurde umgepflügt und mit Weizen besät. Unter dessen kam eines Tages Vater Rupp, einer der von Iowa Eingewanderten, zu meinem Vater und sagte: Bruder X, willst Du nicht ein Heimstätterecht kaufen für $50? Der Vater sagte: Ja, aber wo soll ich die $50 hernehmen? Vater Rupp wußte wieder Rat. Er nannte einen, von dem er glaubte, daß das Geld geborgt werden konnte. Es gelang wirklich, und das Land wurde gekauft. Es war alles wilde Prairie; nur eine Erdhütte war darauf. Diese war etwa 12 Fuß lang und 14 Fuß breit, war in die Erde gegraben, etwas Strauch übergelegt, mit Prärieheu bedeckt

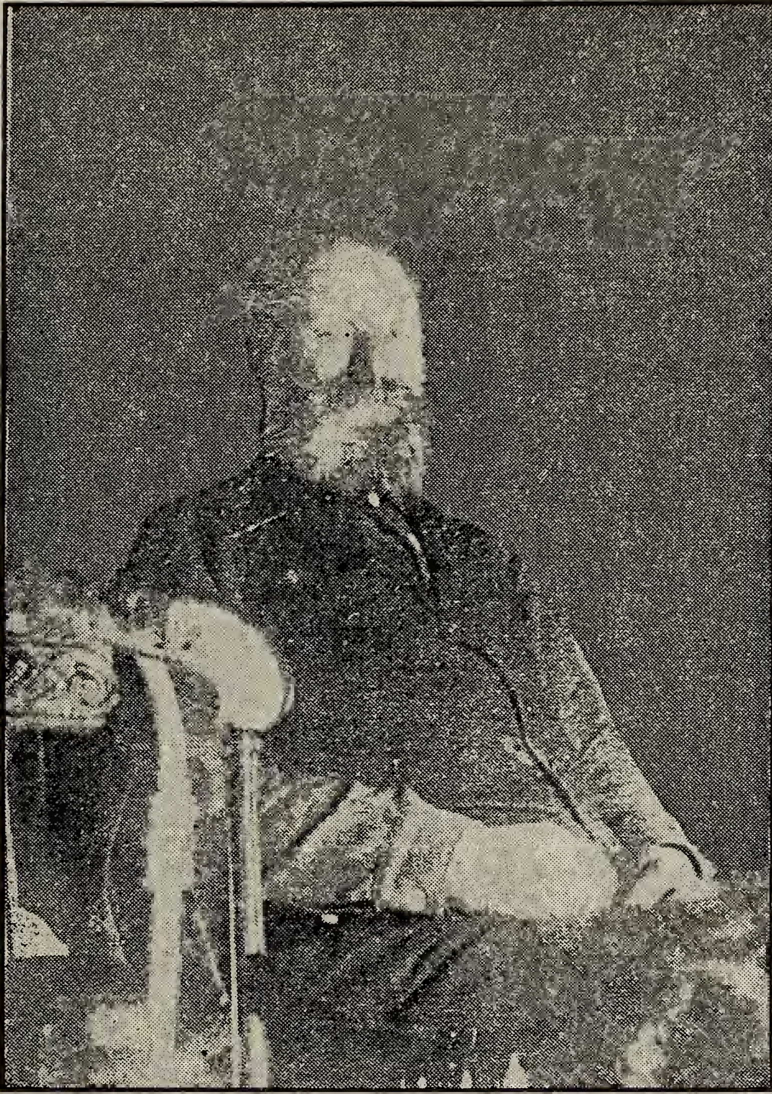
und etwas Erde darüber. Eine kleine Tür und ein kleines Fenster waren die einzigen Oeffungen. In diesem „Palast“ mußte sich eine Familie von sechs Gliedern bequemen.“



Pretty Prairie Kirche.



J. J. Flickinger, langjähriger Aelteste der Pretty Prairie Gemeinde.



John Graber, Prediger in der Pretty Prairie Gemeinde.

VIII. Die Eroberung eines Heimes.

„Aller Anfang ist schwer." Dieses alte Sprichwort hat sich auch bei unseren Vätern bewahrheitet, als sie sich in der neuen Heimat ein Heim zu erobern suchten. Ja, war das denn eine Eroberung? Kostete es denn einen Kampf? Jawohl, die Pioniere haben es reichlich erfahren, daß es Kampf kostetete. Sie hatten zu kämpfen gegen Armut, Kälte, Dürre, Ungeziefer und gegen viele andere Schwierigkeiten, die ihnen das neue Heim streitig machen wollten. Wir, die wir die Nachkommen jener Pioniere sind, ahnen kaum, welchen Kampf es sie gekostet hat, uns die vielen Segnungen, die wir genießen, möglich zu machen.

Die erste Sorge war natürlich um ein Dach, unter dem man Schutz finden konnte. Wir haben schon gesehen, daß das sogenannte Immigrantenhaus für eine Reihe von Familien für den ersten Winter diese Sorge löste. Diejenige, die eine Heimstätte kauften, waren auch in dieser Hinsicht für die nächste Gegenwart versorgt, indem auf diesen Heimstätten fast ohne Ausnahme ein „Haus" stand, wenn es auch noch eine so miserable Hütte war. Die Häuser, die unsere Väter bauten, waren natürlich sehr einfach. Ungleich anderer Pioniere haben sie nicht Erdhäuser (sodhouses) gebaut. Es scheint sie verstanden sich nicht gut darauf. Im Gegenteil, bauten sie ihre Hütten mit rauhen Brettern, die für die Wände aufrecht gestellt wurden. Wer ein Haus von 16 Fuß Länge und 14 Fuß Breite bauen konnte, der hatte schon eine ansehnliche Wohnung, und wenn jemand noch einen Anbau von 14 Fuß Länge und 8 Fuß Breite machen konnte, der hatte schon ein wirkliches Haus; wer noch etwas größer baute, der hatte schon einen Palast. Inwendig wurden die Häuser oft mit selbstgemachten rohen Ziegeln ausgemauert, um sie wärmer zu machen.

Einfach wie die Häuser waren, so waren auch die Möbel und Einrichtungen. Das Haus wurde mit Kienspan, Kerzen oder mit einem in Fett oder Oel getränkten Lappen beleuchtet. Die Oefen, beides zum Heizen wie zum Kochen wurden selbst gemacht, indem man sie mit Lehm und Stein mauerte. Alle Möbel wurden selbst angefertigt, indem man Holz nahm und nach eigenem Muster Tische, Stühle oder Bänke, Schränke, Betten usw. herstellte. Die ganze Lebensweise war sehr einfach. Wenig waren die Bedürfnisse. Waren sie befriedigt, so war man zufrieden. Konnte man sich satt essen und sich kleiden, so war man dankbar.

Nebst einer Wohnung war denn auch die Sorge um Nahrung und Kleidung sehr im Vordergrund. Man genaß die einfachste Kost. Um billiger daran zu kommen, wurde oft feine Kleie unter das Mehl gemischt. Das gab allerdings nicht so schmackhaftes Brot, wie wir es heute gewohnt sind, aber man war damals auch nicht so wählerisch. Im ersten Winter, 1874-1875, war Korn und Kornbrot die Hauptspeise. Anstatt Kaffee brannten die Mütter Gerste oder Weizen und daraus wurde schmackhafter Kaffe zubereitet; auch Eichorie wurde oft zum Kaffee gebraucht. Für das Fleisch mußten die Väter und die größere Knaben sorgen. Das viele Wild gab dazu Gelegenheit. In den Flüßen waren viele Fische; auf dem Felde waren Hasen, Präriehühner; etwas rarer waren die wilde Truthühner; hie und da konnte man auch noch eine Antilope erlegen; und besonders im Herbst und im Frühjahr gab es viele wilde Enten und Gänse. Kuchen und dergleichen gab es nur sehr selten, vielleicht an den Feiertagen; Zucker war nur selten auf dem Tisch.

Kleidung war auch sehr einfach. Zuerst versuchten die Immigranten sich nach der Art einzurichten, die sie in Rußland gewohnt waren. Sie säten Hanf und Flachs und mit Spinnen und Weben stellten sie daheim das Zeug her, aus dem die Kleider gemacht wurden. Das war aber mühsame

Arbeit. Es fehlte auch am nötigen Holz, um das Gerätschaft herzustellen, das man dazu bedurfte; denn die Väter stellten alles selbst her. Es bewies sich, daß sie das Zeug fast so billig kaufen konnten, wie es selbst herzustellen, und das Spinnen und Weben daheim wurde bald eingestellt. Die Kleidertracht war einfach. Die Mütter fragten nicht darnach, was Mode sei, sondern machten für sich selbst und für ihre Männer und Kinder die Kleider so wie sie es gewohnt waren.

Wohnung, Nahrung, Kleider — was bedurfte man noch mehr? O ja, zum bereiten der Speisen und um ein bequemes Heim im Winter zu haben, ist Brennmaterial nötig. Aber die Kohlen waren teuer und niemand hatte übriges Geld; dazu war es weit, sie zu fahren; Holz, wie man es in Rußland hatte, war hier auf der offenen Prairie nicht; so griff man zu anderen Mitteln. Prärieheu wurde gebraucht, jedoch war das recht ungeschickt und auch mit etwas Gefahr verbunden; Kornstengel wurden auch benutzt, nachdem man mal Korn gezogen hatte: im Anfang aber griff man sehr häufig zum Dünger, den die Büffel auf der Prairie hinterlassen hatten.

Einfach, anspruchslos, fleißig, sparsam — so lebten unsere Väter. Es war ihnen auch nicht besonders schwer, denn das hatten sie schon alles in Rußland gelernt. „Nebst der Hilfe Gottes durch gute Menschen ist es zum großen Teil der Umsicht und Sparsamkeit unsrer Mütter zuzuschreiben, daß niemand Hunger leiden mußte," schreibt einer der als Jüngling das Pionierleben mitmachte. Hätten unsere Väter nicht so einfach und so sparsam gelebt, sie wären nie zu dem Wohlstand gekommen, dessen sie sich nach einigen Jahrzehnten erfreuten. Natürlich ist alles an Gottes Segen gelegen; aber Gott liebt Fleiß und Sparsamkeit und wenn dieselbe noch mit Gottesfurcht gepaart sind, dann schenkt Gott gerne seinen Segen.

Wenn wir aber sagen, daß unsere Väter genügsam wa-

ren, so meint das nicht, daß sie nicht strebsam waren. Sie hatten Werdelust und Unternehmungsgeist. So versuchten sie nach verschiedenen Seiten sich wirtschaftlich auszubreiten. Sie schafften sich nebst Zugvieh auch enige Milchkühe an. Jede Familie sorgte auch, so bald wie möglich zu Hühner zu kommen; Enten, Gänse und Truthühner kamen bald dazu. Somit hatten sie Milch, Butter, Eier und Fleisch, und die Tafel wurde dadurch bereichert. Aber nicht nur für den eigenen Bedarf wurden Vieh und Geflügel gezogen, sondern auch für den Markt. Bald hatten sie Butter und Geflügel zu verkaufen. Froh fuhren sie mit denselben zur Stadt, um sie für Zeug, Kleider, Eßwaren usw. einzutauschen. Bald hatten sie auch Jungvieh oder auch hie und da eine Milchkuh zu verkaufen und allmählich ging es mit den Finanzen besser.

Der Haupterwerb war aber der Ackerbau. Die andere Zweige der Wirtschaft waren so mehr Nebenerwerbe und wurden meistens von den Müttern besorgt. Von den Früchten des Feldes aber hofften die Väter ihr Fortkommen und Unterhalt zu sichern. Darauf legten sie denn auch besonderes Gewicht. Aber auch hier ist es wahr, was das Sprichwort sagt: „Aller Anfang ist schwer." Wie wir schon gesehen haben, versuchten sie noch im Herbste von 1874 Weizen zu säen. Das konnten sie natürlich nur auf schon bearbeitetem Lande tun. Davon war aber nicht viel, folglich wurde im ersten Herbst auch nicht viel Weizen gesät. Sobald das Frühjahr anbrach gingen sie daran die Prärie zu „brechen." Das war langsame und schwere Arbeit. Von einem Reitpflug wußten sie damals noch nichts. Alles wurde mit Handpflug umgearbeitet. Uebriges Zugvieh hatten die neuen Ansiedler natürlich nicht. Sie spannten drei Pferde oder ein Joch Ochsen vor den Pflug. Da die Pferde nicht besonders groß und stark waren und da die Ochsen langsam gingen, konnte an einem Tage nur etwa zwei Acker umgepflügt werden. Dabei gab es ein manches

Malheuer; besonders war das der Fall, wenn mit Ochsen gearbeitet wurde. Sie wurden mit Seilen gelenkt, die an die Hörner befestigt waren. War es heiß und war Wasser in der Nähe, dann kam es oft vor daß die Ochsen, nachdem sie sich warm gearbeitet hatten, sich vornahmen etwas Abkühlung zu genießen und — los ging's. Da konnte der Fuhrmann lang an den Lenkseilen reißen und ziehen, da konnte er sich auch auf die Erde werfen, um sein volles Gewicht anzulegen: die Ochsen hatten sich einmal vorgenommen ins Wasser zu gehen; der Fuhrmann konnte sich ja schleifen lassen, bis er's müde war; die Ochsen hielten nicht still, bis sie im Wasser waren. Sie hatten eben Gewalt in ihren Hörnern, und sie brauchten die Gewalt. In's Wasser gings mit Joch und Pflug und Seilen, und sie wieder aus demselben zu locken, war auch noch so eine besondere Geschichte.

Nachdem man ein ziemliches Feld „gebrochen" hatte, wurde Korn gepflanzt. Einen Planzer hatten unsere Väter aber nicht. Alles mußte mit der Hand gepflanzt werden. Sie benutzten dazu verschiedene Gerätschaften: ein Beil, ein Kornmesser, eine Gartenhacke, oder ein Stück spitziges Eisen wurde gebraucht, um ein kleines Loch in den Rasen zu machen, zwei bis drei Körner hinein gelegt und ein wenig zugescharrt, und — es gab etwas Korn. Hie und da benutzten sie auch einen Handpflanzer. Zuckerrohr wurde auf dieselbe Weise gepflanzt wie Korn. Aus dem Zuckerrohr wurde Syrup gekocht, und mit Syrup belegt schmeckte das Brot zum Kaffee oder zur Milch doppelt gut.

War die Frühjahrssaat vollendet, so wurde im Sommer noch mehr Wiese gepflügt, damit man im Herbst Feld hatte für die Weizen Saat. Es war schwer den Rasen für die Saat vorzubereiten; hatten diese Pioniere doch nicht die Gerätschaften, die wir heute haben. Sie hatten nur leichte Eggen und mit denselben suchten sie, das Feld, so gut es ging, fein zu machen. Sämaschienen hatten sie nicht, somit

säten sie mit der Hand (broadcast), und eggten die Saat dann ein, und es gab Weizen, denn der Herr gab Fruchtbarkeit und Gedeihen. Geerntet wurde zuerst mit Sense und Sichel. Später kam der sogenannte „Reaper" auf, der wohl dem heutigen Mäher (mower) ähnelte. Dann gab es einen „Harvester." Diese Maschiene war so eingerichtet, daß sie das Getreide schnitt und auf eine Plattform brachte. Hier standen zwei Personen, die das Getreide in Garben banden. Das Aufstellen der Garben wurde dann später besorgt. Eine Person lenkte die Pferde, während die andere zwei mit der Zeit so tüchtig wurden, daß sie das Getreide fast so schnell binden konnten, wie es geschnitten wurde. Konnten sie das nicht tun, dann mußte angehalten werden, bis sie wieder alles in Garben hatten. Recht oft haben die Mütter und die Töchter das Binden der Garben besorgt, sowie sie auch beim Aufstellen derselben behilflich waren. Mit der Zeit kam der „Header" auf den Markt, der das Getreide in den Heuwagen erhob, sodaß man es in Shober zusammenfahren konnte. Endlich gab es einen Selbstbinder, der das Getreide Schnitt und es in Garben band. Die ersten Selbstbinder banden die Garben mit Draht; da das aber nicht zufriedenstellend war, wurde bald Garn benutzt zum Binden der Garben. Heute will man auch „Header" und „Selbstbinder" über Haufen werfen, indem der sogenannte „Harvester-Thresher" das Feld behauptet. Da derselbe das Getreide in einem Prozeß schneidet und drischt, sodaß er für den Markt oder für den Speicher fertig ist, so kommt er immer mehr allgemein in Gebrauch. Ob er auf die Dauer das Feld behalten wird, muß noch die Zukunft lehren.

Nebst dem Brot spielt ja das Wasser im Leben des Menschen eine sehr große Rolle. Daher war jeder neue Ansiedler besorgt, möglichst bald zu einem Brunnen zu kommen. Bis sie den hatten, mußten sie Wasser fahren, entweder vom Fluß, oder von einem Brunnen, wenn ein

solcher schon in der Nachbarschaft war. Von Brunnenbohren wußte man damals noch nichts, somit gingen sie daran, Brunnen zu graben. Das war ein großes Stück Arbeit, und dabei gab es mancherlei Erfahrungen. Die Brunnen waren etwa fünf Fuß im Durchmesser und von 30 bis 60 Fuß tief. Beim Graben wurde die Erde mit einer Winde herausgeholt, und nachdem der Brunnen fertig war, ließ man mit derselben Winde die Steine hinab, um den Brunnen auszumauern. Wenn das Wasser getroffen wurde, mußte man eilen, den Brunnen auszumauern, damit er nicht einfiel. Bei aller Vorsicht kam das doch vor. Eine Familie hatte z. B. den Brunnen schon fertig gegraben — 60 Fuß tief. Schon waren zehn Fuhren Steine in demselben aufeinander gelegt. Wie freute sich diese Familie jetzt ihr eigenes Wasser zu haben; da plötzlich — fiel der Brunnen ein, und es mußte wieder ganz von neuem angefangen werden. Mit dem Brunnenmachen verband sich also manche Gefahr. Eine andere Familie hatte ihren Brunnen auch schon fertig; die Tochter war an der Winde und ließ die Steine hinab, um den Brunnen auszumauern; der Vater war im Brunnen, die Steine aufeinander zu legen; beim hinablassen der Steine aber entglitt die Winde und die Seine stürtzten in rasendem Tempo in die Tiefe. Doch, Gottes schützende Hand lenkte es so, daß der große Eimer mit den Steinen neben den Vater fiel, sodaß er vor einem Unfall, ja vor dem Tode bewahrt blieb. Mit der Zeit hatte jede Familie ihren Brunnen und sie waren froh und dankbar gegen Gott, daß sie ihr Wasser hatten; denn das es mit viel Unangenehmlichkeiten verbunden ist, Wasser zu fahren, besonders noch, wenn eine gute Einrichtung dazu fehlt, ist ja selbstverständlich.

Ein großer Vorteil war es, daß im Sommer allerwärts Weide für's Vieh war und daß man zum Winter für dasselbe Praerieheu schneiden konnte. Jedoch konnten im Anfange die allerwenigsten das Geld erschwingen, um ihre

Weideländer einzuzäunen. Folglich mußte das Vieh gehütet werden, oder man kaufte Strick und schnitt denselben in Stücke von 50 bis 60 Fuß Länge und band damit Kühe und Pferde an einen Pfahl an und ließ sie grasen. Natürlich mußten sie dann oft auf eine neue Weidestelle gebunden und zur Tränke geführt werden. Sobald man es möglich machen konnte, wurde ein Stück Land zur Weide eingezäunt.

Zu dem Schweren, das unsere Väter erfuhren in der Eroberung ihres Heimes ist auch der Umstand, daß sie so weit von der Eisenbahn waren. Hatten sie Früchte, die sie auf den Markt bringen wollten; bedurften sie Baumaterial oder sonstige Vorräte; oder wollten sie etwas Weizen zu Mehl mahlen lassen; so bedeutete das immer eine lange Fahrt entweder nach Halstead oder Newton. Im Anfang fuhren sie auch bis nach Sedgwick zur Wassermühle. Wer nun Pferde hatte, der konnte in einem Tage bis zur Stadt und zurück Heim fahren, d.h. wenn er nicht zu schwer geladen hatte und wenn er morgens etwa um vier Uhr sich auf den Weg machte. Wer aber die Strecke mit Ochsen fahren mußte, der mußte schon darauf rechnen, zwei Tage unterwegs zuzubringen. Die Wege waren im besten Falle nicht zu gut. Brücken gab es nur in der unmittelbaren Nähe der Städte; man fuhr auch meistens quer über das Land. Waren Weg und Wetter trocken, so ging es ja; anders aber war's wenn ein Regen oder gar Schneesturm einen unterwegs traf. Das wurde mitunter doch recht unangenehm, besonders wenn man unter freiem Himmel nächtigen mußte, was auch vorkam. Dieser Schwierigkeiten halben, fuhr auch selten jemand allein, sondern sie suchten sich so einzurichten, daß mehrere Nachbarn sich zusammen auf den Weg machten, sodaß sie einander im Notfall aushelfen konnten. Im Winter leisteten die russischen Pelze auf diesen Fahrten recht gute Dienste; doch haben manche dabei recht tüchtig gefroren.

Eine besondere Gnade Gottes war es, daß unsere Väter,

deren Kampf um's Dasein ja schon ohnehin groß war, nicht von der Heuschrecken Plage heimgesucht wurden. Das schlimme Heuschreckenjahr von 1873 war ja vor ihrer Ankunft gewesen. Es hätte für sie recht schlimm werden können, wenn diese Plage sie in den ersten Jahren getroffen hätte. Ohne Schreck ging es in dieser Hinsicht auch nicht ab. Verschiedene Male kamen die Heuschrecken in großen Schwärmen; jedoch hielten sie sich entweder nicht auf, oder sie kamen in einer Jahreszeit, in der sie nicht viel Schaden tun konnten. Etwas haben unsere Pioniere aber doch durch sie zu leiden gehabt. Es ging nicht nur mit dem Schreck ab. Auch das spielte in der Eroberung des Heims eine Rolle.

Ein anderes sehr gefürchtete Gespenst war das Präriefeuer. Um sich dagegen zu verwahren machten die Leute besondere Einrichtungen. Ehe ein Hof angelegt wurde, pflügten sie einen großen Kreis von einigen Furchen und brannten das Gras innerhalb des Kreises ab. Es kam aber doch vor, daß das Feuer, besonders bei starkem Wind die Schutzwehr übersprang und zur Feuerbrunst wurde. Brach irgend wo Feuer aus, dann lief alles entweder zu löschen, oder dem Feuer sonstwie Halt zu gebieten. Es wurde z.B. schnell an den Pflug gespannt, einige Furchen gepflügt und Gegenfeuer gemacht. Das dabei auch mancher Brandwunden erlitt, läßt sich denken.

Von der Tierwelt hatten die Pioniere hier ja nichts zu fürchten. In Rußland waren es besonders die Wölfe, vor denen man in Angst stand, der hiesige kleine Prairiewolf aber schien ihnen nicht gefährlich. Umsomehr wurden aber die Reptile und darunter besonders die Klapperschlange gefürchtet. Und nicht ohne Ursache; den es wurden einige Personen von diesen giftigen Schlangen gebissen; durch das Anwenden von bekannten Hausmitteln aber konnten die meisten gerettet werden. Wenigstens eine Person aber ist einem solchen Schlangenbiß zum Opfer gefallen, indem derselbe tödlich verlief.

Was es bedeutete, das Heim zu erobern, können wir vielleicht auch zum Teil zeigen, durch das Erzählen einiger Begebenheiten, die sich in den ersten Jahren der Ansiedlung zutrugen. Schon beim Zug von Halstead in die Ansiedlung, um sich auf dem gewählten Land niederzulassen, wurden verschiedene Erfahrungen gemacht. Hier die Erfahrung einer Familie:

In Halstead wurden die Habseligkeiten auf den Wagen geladen; die Ochsen wurden an denselben gespannt und los ging's dem Heim zu. Am zweiten Tage wurde es heiß, dazu gab es Mangel an Wasser, indem kein Brunnen oder Fluß in der Nähe war. Schon näherten sie sich der Ansiedlung. Da hieß es, einen Bach zu kreuzen, in dem stellenweise auch Wasser war. Schon von Weitem merkten es auch die Ochsen, daß hier ein Labetrank zu bekommen wäre; bald legten sie auch los; da half kein ziehen und reißen; immer stärker liefen sie; das Ufer war etwas steil und gerade da mußten auch die Och'sen eine Biegung machen und— plumps! da lag die ganze Geschichte umgekülpt am Boden. Was war zu tun? Nun, man mußte die Ochsen saufen lassen, dann holte man sie, der Wagen wurde zurechtgestellt; die Habseligkeiten wieder darauf geladen, die Ochsen vorgespannt, und fröhlich ging die Reise weiter.

An diesem Bach (Sand Creek), gab es verschiedene „interessante" Erfahrungen. Eines morgens fuhren die Leute zur Kirche. Es hatte nachts vorher tüchtig geregnet, sodaß der Bach angeschwollen war. Eine Brücke war aber nicht, denn zwischen Halstead und McPherson gab es nicht eine einzige Brücke, ausgenommen vielleicht gerade bei Halstead. Eine Familie fuhr mit dem Wagen in den angeschwollenen Strom; aber, o weh! der Kasten löste sich vom Unterwagen und die Pferde schwammen mit dem Unterwagen ans andere Ufer. Das gab für die Insassen des Wagens eine unerwartete und unangenehme Bootfahrt, die gefährlich hätten werden können. Doch der Herr bewahrte

vor Unglück; denn der Kasten schwamm an's Ufer, und sie kamen mit dem Schreck davon; während sie aber auf einer Seite waren mit dem Kasten, war der Unterwagen mit Pferden an der entgegengesetzten Seite des Stromes.

Eines Taegs ging ein Familienvater zur Stadt. (Vielleicht nach Christian.) Am Rückwege kam er an diesen Bach und wurde gewahr, daß derselbe mittlerweile so sehr angeschwollen war, daß an ein durchgehen nicht zu denken war. Was nun? Heim wollte er unter allen Umständen, denn die Familie würde sich zu sehr sorgen, wenn er nicht zurückkäme. Er erbat sich ein Pferd, um über den Bach reiten zu können. Das Wasser war tief, sodaß man nur den Kopf des Pferdes und etwas von dem Reiter sehen konnte; aber das Pferd brachte ihn glücklich hinüber und frohen Mutes ging er die weitere drei und eine halbe Meilen zu Fuß nach Hause.

Allerlei Abenteuer gab es, wenn in den ersten Jahren zur Stadt gefahren wurde, was eine Strecke von 15 bis 20 Meilen bedeutete. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß das mit Schwierigkeiten verbunden war; hier sollen noch einige Beispiele gegeben werden. Einmal fuhren einige Nachbarn zur Stadt, um Steine zu holen. Unterwegs aber änderte sich das Wetter plötzlich. Bald fing ein tüchtiger Schneesturm an zu wüten; der Abend nahte sich; die Ochsen spielten aus vor Hunger und Müdigkeit; es mußte für die Nacht auf offener Prairie unter freiem Himmel Halt gemacht werden. Man baute von den Steinen eine Wand, um etwas Schutz gegen den kalten Wind zu haben und lagterte sich für die Nacht. Eine erquickende Nachtruhe wird man schon nicht genossen haben; froh wird man gewesen sein als der Morgen anbrach, sodaß man weiter fahren und an demselben Tage nach Hause kommen konnte.

Eine etwas andere Erfahrung machten einige andere Nachbarn. Bei schönem Wetter verließen sie das Heim, aber ein Regen übereilte sie; bald verwandelte sich der-

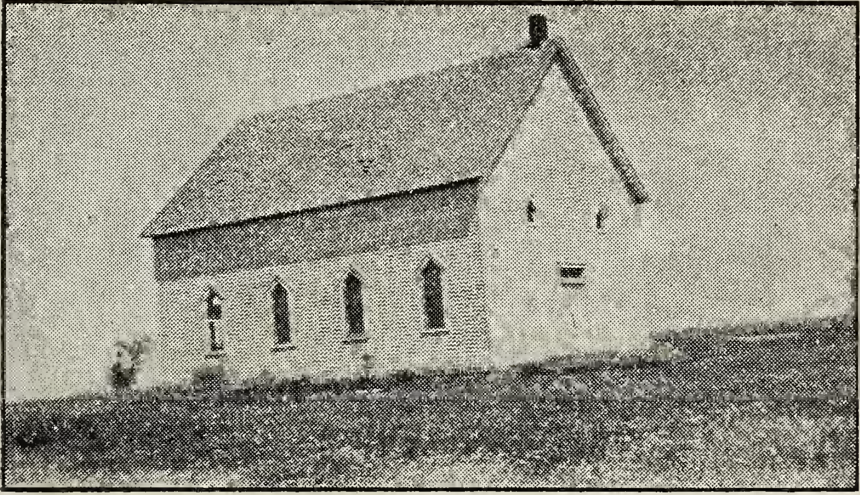
selbe in Glatteis, doch die Nacht kam herbei und es wurde Halt gemacht. Als sie am nächsten Morgen losfahren wollten, war der Wagen so fest, daß sie denselben nicht losziehen konnten. Die Räder waren eben an die Erde gefroren. Da gab es keine andere Wahl als die Räder mit der Axt loszuhacken. Als sie das getan hatten konnten sie ihre Straße weiter ziehen.

Einmal machten sich einige Nachbarn im Sommer auf, um von der Stadt Bauholz zu holen. Früh morgens fuhren sie bei angenehmen Wetter los, aber als sie in der Stadt waren, fing es an zu regnen. Doch unverrichteter Sache zurückzufahren, leuchtete nicht ein, waren sie doch schon in der Stadt, als es zu regnen begann. Schnell luden sie das Holz auf und machten sich auf den Heimweg. Der Regen fing mit immer heftigeren Güssen an. Dazu war tüchtiges Gewitter. Die Nacht eilte herbei. Was tun? Für die Nacht sich lagern? Das wäre bedenklich, denn wenn es so weiter regnen sollte, könnten die Ströme so anschwellen, daß sie dieselbe nicht kreuzen könnten. Sie fuhren also weiter. Pechschwarz war die Nacht. Nur wann grelle Blitze zukten, sahen sie den Weg vor sich. Sie überließen es daher den Preden, den Weg zu finden. Wenn sie an einen Bach kamen, hielten sie an, bis es blitzte und sie sehen konnten, wo man den Bach kreuzen konnte. Gegen Morgen ließ das Gewitter und der Regen nach, die Sonne ging freundlich auf, und bald waren sie daheim bei den Ihrigen.

Noch eine Begebenheit in dieser Richtung. Wieder machten sich einige Nachbarn auf, um von der Stadt, 20 Meilen entfernt, Steine zu holen. Noch ehe sie die Stadt erreichten, fing es an zu regnen. Doch sie luden die Steine auf und fuhren heimwärts. Der Weg wurde schwer und sie konnten nur langsam fahren. Natürlich übereilte sie die Nacht. Was sollten sie nun tun? Es wurde Rat gehalten. Sich aber für die Nacht lagern ging nicht; waren sie doch bis auf die Haut durchnäßt und dazu fing es an zu

frieren, so daß die Kleider am Leibe steif froren. Es blieb also nur übrig, weiterzufahren und die ganze Nacht neben dem Wagen zu gehen, um sich doch inetwa warm zu halten. Als der Morgen graute waren sie glücklich daheim. Daß solche Strapatzen nicht eine schwere Krankheit oder gar den Tod nach sich zogen, muß doch auch der gnädigen Führung Gottes zugeschrieben werden.

Obwohl von unseren Kansas Schweizermennoniten niemand gerade darben mußte, wäre es vielleicht doch zu viel gesagt zu behaupten, daß niemand Not gelitten hat. Arm waren sie ja alle, mit nur wenigen Ausnahmen; manche Familien waren aber besonders arm. Hier ein Beispiel: Eine Familie wohnte etwas abseits von der Ansiedlung. An einem Sonntage fuhr eine andere Familie nachmittags hin, um diese abseitswohnende Familie zu besuchen. Gegen Abend schickten die Gäste sich, nach Hause zu fahren. Aber nein, die Gastgeber wollten sie nicht ungegessen ziehen lassen. Sie ließen sich bewegen zum Abendbrot zu bleiben. Doch die Gastgeber hatten einfach nichts an Eßwaren im Hause ausgenommen Korn. Schnell wurde Feuer gemacht, Korn wurde geröstet, man setzte sich zu Tisch und genaß an dem gerösteteten Korn das Abendbrot. Nach demselben wurde noch ein Weilchen geplaudert und dann nahmen die Gäste mit Dank für die Bewirtung, während die Gastgeber für den Besuch dankten, ihren Abschied.



Bethanien Kirche.



C. J. Voran, Prediger in der Hoffnungsfeld Gemeinde, gründete 1907 die Bethanien Gemeinde, der er als Prediger und dann als Aelteste vorstand.

IX. Kirchliche Entwicklung in der neuen Heimat.

Um ihres Glaubens leben zu können, kamen unsere Väter in dieses Land. Da liegt es in der Natur der Sache, daß sie von vorne ein hier auf das religiöse und kirchliche Leben viel Gewicht legten. Von großem Wert war es, daß die Gemeinde mit dem Lehrdienst versehn war. Die ganze Gemeinde wanderte ja aus Rußland aus. Wie Aelteste Jakob Stucky schon in Rußland das Geistliche Wohl der Gemeinde bewachte, so war er ja auch auf der langen Reise in dieses Land der Leiter, besonders der geistliche Leiter, und so führte er auch hier den Gemeindehausstand weiter. Prediger Jakob D. Goering stand ihm als Gehilfe zur Seite und hat den Aeltesten besonders auch vertreten, wenn er abwesend war, was in den ersten Jahren oft vorkam. Natürlich mußte während der Reise nach Amerika manches unterlassen werden und die Leiter bemühten sich, das Versäumte nachzuholen und der Gemeinde wieder feste Formen und Einrichtungen zu geben.

Eine Gemeindeorganisation vorzunehmen, war ja nicht nötig, war die Gemeinde doch schon organisiert. Doch war eine gewiße Neuorganisation nötig. Später wurde sie inkorporiert unter dem Namen „Hoffnungsfeld.“ Es galt ja vor allem, die Gottesdienstliche Einrichtungen zu treffen, denn ein Gemeinwesen ohne gemeinschaftliche Zusammenkünfte ist kaum denkbar; eine Gemeinde ohne regelmäßige Gottesdienste kann sich auf die Dauer nicht halten, viel weniger wachsen und gedeihen.

Ehe man aber dazu kam, feste Einrichtungen zu treffen, kamen zwei Sterbefälle vor: ein Jüngling namens Peter Voran und ein kleines Kind der Familie Tobias Stucky. Da noch kein Gottesacker angelegt war, wurde durchs Los

entschieden, daß derselbe auf dem von der Eisenbahn-Gesellschaft für Schul und Kirchzwecke geschenkten Land auf Sektion 19 in Mound Township angelegt werden sollte. Aus Brettern wurden einfache Särge angefertigt und beide Leichen in ein Grab zur Ruhe gebettet. Der Trauergottesdienst fand im Hause des Aeltesten Jakob Stucky statt. Wahrscheinlich ist dieses der erste Gottesdienst gewesen, der von unseren Vätern in diesem Lande abgehalten wurde.

Als Versammlungslokal für die Gemeindegottesdienste mußte das Immigrantenhaus herhalten. Daß dasselbe auch für 15 bis 20 Familien für den ersten Winter Wohnung bot, haben wir schon erwähnt. Auch sollte es etwaigen Familien, die später nachkommen würden vom Osten als Wohnung dienen, bis sie auf ihr eigenes Land ziehen könnten. Ein Teil dieses Hauses aber wurde reserviert für die gottesdienstliche Versammlungen. An einem Ende des Immigrantenhauses wurde die „Kirche“ eingerichtet. Man betrachtete diesen Teil des Hauses als heilig. Selbst Kinder hatten Respekt und Ehrfurcht davor. Hier versammelte sich dann die Gemeinde acht Jahre lang sonntäglich und nach Bedürfnis zum Gottesdienst. Die Gottesdienste wurden sehr gut besucht. Man ließ es sich auch etwas kosten, sie zu besuchen. Oft gingen Väter und Söhne, ja auch Mütter und Töchter 4 bis 6 Meilen zu Fuß, um den Andachten beizuwohnen. Wie gewissenhaft man dabei war, kann man aus folgendem schließen, das einer der Pioniere uns mitgeteilt hat: „Wenn man sich in die damalige Zeit versetzt, so will es fast scheinen, als ob die Schwierigkeiten damals überhaupt nicht so groß, oder die Hindernisse leichter zu überwinden waren; denn wir können uns nicht erinnern, daß jemals ein Gottesdienst wegen irgend einer Ursache eingestellt oder unterlassen wurde. Obzwar die Leute zerstreut und 6 bis 7 Meilen abwohnten, so ging es doch entweder zu Fuß, oder auch mit Ochsen oder Pferden mit dem Getreidewagen, in der Ernte auch mit dem Heuwagen und

im Winter, wenn Schnee war, auf dem selbstgemachten Schlitten. Dabei waren entweder das Wetter oder die Gemüter günstiger, als das Heute der Fall zu sein scheint."

Die Tätigkeit der Gemeindeleiter sowie auch der Gemeinde beschränkte sich aber nicht ausschließlich auf die eigene Umgebung. Besonders war es der Gemeindeälteste, der recht oft auch gerufen wurde, um in anderen Gemeinden zu dienen. Als unsere Väter in dieses Land kamen, wanderten auch andere Mennoniten hier ein. Nicht alle Gruppen waren so glücklich wie unsere Schweizermennoniten, daß sie auch ihre Prediger hatten. Oder wenn sie Prediger hatten, dann war kein Aelteste unter ihnen. Folglich wurde Aelteste Jakob Stucky recht oft eingeladen, nicht nur mit Predigt zu dienen sondern auch Amtshandlungen zu vollziehen. Der Gehilfsprediger Jakob D. Goering vertrat ihn dann daheim. Oft reiste er auch mit, um dem Aeltesten behilflich zu sein. Im Jahre 1876 wurde Prediger Valentin Krehbiel in der Halsteadgemeinde ins Aeltestenamt eingeführt, wobei Aelteste Stucky diente. Im Jahre 1878 leitete er eine Predigerwahl in der Gemeinde bei Pawnee Rock, Kansas und führte die drei erwählte Brüder Heinrich Siebert, Jakob Köhn und Tobias Dirks ins Amt ein. In den ersten sechs Jahren taufte er, nachdem er Unterricht erteilt hatte, 142 Seelen, 60 davon in der eigenen Gemeinde, 56 in der Kantongemeinde, 20 bei Pawnee Rock und 6 bei Hartford, Kansas. Dazu diente er in diesen Gemeinden mit Abendmahl, Trauhandlungen, Leichenbegräbnissen und bei anderen Fällen. Daß das für den Aeltesten ein wirkliches Opfer war sehen wir, wenn wir daran denken, daß diese Strecken mit Pferden gefahren wurden, daß damals noch keine eigentliche Wege waren, sondern man einfach schräg und in Windungen über die Prärie fuhr, daß es fast gänzlich an Brücken fehlte, und daß oft die Nacht hereinbrach, ehe man das Ziel erreichte und zwar manchmal in ganz unbewohnten Gegenden, wo fast meilenweit kein

Haus war. Deswegen fuhr der Gehilfsprediger auch des öftern mit, um die Gefahr solcher Reise zu verringern. Und doch taten sie dieses alles unentgeldlich; es war ein Dienst, den sie dem Herrn weihten.

Aber auch die Gemeinde wollte ihren Wirkungskreis nicht nur auf sich selbst beschränken. Das sehen wir daran, daß sie schon in 1880 die Kansas Konferenz bewirtete. Am 16. 17. und 28. November genannten Jahres hielt diese Konferenz im Immigrantenhaus, das damals immer noch als Kirche benutzt wurde, ihre Sitzung ab. Einer unsrer Väter der dabei war, hat folgendes zu sagen: „Weder ein Empfangs-, Bewirtungs- oder Speisekomitee, noch irgend ein anderes Komitee war von Seiten der einladenden Gemeinde angestellt, und doch ging alles in Harmonie. Die Gäste wurden, wo es nicht anders ging, auf den Fußboden gelagert, und da die meisten Gemeinden mit ähnlichen Umständen zu rechnen hatten, so war auch von Seiten der Konferenzbesucher solches Entgegenkommen annehmbar; und die Schwierigkeiten waren überhaupt nicht so groß, wie man heute geneigt ist zu glauben."

— Acht Jahre lang diente das Immigrantenhaus für gottesdienstliche Zwecke. In 1882 wurde eine Kirche gebaut ganz dicht beim Immigrantenhaus. Dieselbe dient schon 47 Jahre der Hoffnungsfeldgemeinde als Versammlungslokal; all diese Jahre hindurch ist dort Christus als Heiland verkündigt worden. Die Kirche befindet sich noch in recht gutem Zustande, indem sie in guter Reperatur gehalten worden ist. Dieselbe steht 3½ Meilen west und eine halbe Meile nord von Moundridge.

Im großen und ganzen werden die Gottesdienste anfänglich noch nach dem Muster geführt worden sein, das man in Rußland gewohnt war. Gesang, Gebet, Predigt, Bekenntnisstunde bildeten die Bestandteile der Andachten. Im Laufe der Zeit aber wurden Neuerungen eingeführt. Zu denselben gehört besonders die Sonntagschule. Den

Anstoß dazu gaben eigentlich die englische Nachbarn. Statt Indianer und wilde Menschen fand man als Nachbarn manche christlich gesonnene Leute, obwohl auch solche dawaren, die den „Dutchman" ausbeuten wollten. Einige englische Familien wohnten in und dicht an der Ansiedlung, die die Väter machten. Es waren dieses meistens Christen und gehörten zur Baptisten Gemeinschaft. Sie versammelten sich sonntäglich in einem Schulhaus der Ansiedlung, um Sonntagschule zu halten. Dieses Beispiel reizte auch unsere Gemeinde, eine Sonntagschule einzurichten, was der Gemeinde zum großen Segen geworden ist. Im Laufe der Zeit wurden auch wöchentliche Erbauungs- und Betstunden eingeführt, die lange Zeit abends hin und her in den Häusern gehalten wurden. Meistens ging man zu Fuß zu diesen Erbauungsstunden, und sie haben sich als einen Segen erwiesen.

Die Religion war unseren Vätern aber nicht nur ein Sonntagskleid, sondern sie wollten ihr Glaubensleben auch in der Tat zeigen. Im täglichen Wandel sollte der Glaube in die Tat umgesetzt werden. Sie lebten einfach, genügsam, ihrem Glauben treu. Wohl kam auch manches Unrichtige vor, aber ihr Christentum äußerte sich auch in Fleiß, Sparsamkeit und Wahrhaftigkeit. Besonders war es ihnen um das Prinzip der Wehrlosigkeit zu tun. Laut Gesetz mußten sie Jährlich vor dem 1. Mai im Countyamt sich diesbezüglich melden und einen Freischein erhalten, der sie auf ein Jahr von Militärpflicht freisprach. Sehr gewissenhaft führte man das aus. Und wenn es auch noch so mit Schwierigkeiten oder vielleicht des Hochwassers wegen mit Gefahr verbunden war, so setzte man alles daran vor dem 1. Mai jedes Jahr sich dieser Pflicht zu erledigen.

Auch im täglichen Verkehr zeigte sich ihre Frömmigkeit. Waren z. B. einige Personen gesellschaftlich zusammen, so sprach man nicht nur über Wetter, Ernteaussichten, Wirtschaft usw. sondern man unterhielt sich aus dem Worte Got-

tes. Allerdings kam es zuweilen ins Argumentieren wenn nicht ins Streiten über Glaubensfragen. Aber man hatte doch einen regen Sinn für Gottes Wort und die Wahrheiten desselben. Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit wurden betont. Ein gegebenes Wort wollte man halten; Schulden sollten nicht nur gemacht sondern auch bezahlt werden. Im allgemeinen war man überhaupt gewissenhaft in bezug auf finanzielle Verpflichtungen. Und der liebe Gott hat das wohl auch in die Rechnung genommen und unser Volk im Ganzen zum Wohlstand kommen lassen. Wird mit dem Schwinden dieser Tugenden vielleicht auch der Wohlstand schwinden?

Auch die englischen Nachbarn und die Geschäftswelt sah es bald ein, daß unsere Väter ihrem Glauben zu leben suchten. Ueberhaupt genossen die Mennoniten im allgemeinen Vertrauen. Obwohl unsere Väter blutarm waren, haben sie recht oft von Fremden ohne irgend welche Bürgschaft Geld borgen können. Hier ein Beispiel aus dem Munde eines Vaters, der schon zur ewigen Ruhe eingegangen ist: „Als ich einst in einer Notlage war, hielt ich bei einem um Hilfe an. Ein Unbekannter stand dabei und fragte mich, wie viel Geld ich nötig hatte. Ich nannte die Summe, und sagte ihm, ich würde das Geld abzahlen, sobald ich Verdienst bekäme. Darauf reichte er mir die Summe dar. Ich wollte ihm eine Note geben, aber er sagte, das sei nicht nötig. Als ich wissen wollte, wer er sei, sagte er nur, daß ich an einer gewissen Stelle, die er nannte, das Geld abzahlen könnte. Seinen Namen habe ich also nicht kennen gelernt; er war mir und ich ihm ganz fremd, wohnte überhaupt nicht in der Umgegend, und doch traute er mir."

Ein andres Gebiet, das im Gemeindeleben eine wichtige Rolle gespielt hat, ist die Gemeindeschule. Von vorneein wurde dieselbe unterhalten. Erstlich wurde die Schule im Immigrantenhaus gehalten. Dann später in den Distrikt Schulhäusern. In diesen Schulen wurde besonders die

deutsche Sprache und Bibelunterricht gepflegt. Dadurch aber, daß die Schultermine der öffentlichen Schulen bis auf acht und neun Monate verlängert wurden, bleibt für die Gemeindeschule wenig Zeit mehr übrig, und mancherorts ist dieselbe schon eingegangen. Dieses wird sich, wenn nicht irgend wie ein Ersatz dafür geboten wird, als ein großer Nachteil erweisen. Unser Gemeindeleben wird dadurch leiden; denn eine Gemeinde ohne Bibelkenntnis kann nicht tüchtig gedeihen. Wie viel Segen durch die Gemeindeschulen in unser Volk geflossen ist, ja über unser Volk hinaus in die Welt, kann man ja nicht ermessen; aber daß sie von großem Segen gewesen sind, wird wohl niemand leugnen.

Ist der Herr unserem Volke im Irdischen gnädig gewesen, so hat er es im Geistlichen nicht minder gesegnet. Eine Gemeinde wars, 53 Familien, die in 1874 sich in McPherson County, Kansas niederließen. Aus dieser Gemeinde sind im Laufe der Zeit in Kansas fünf Gemeinden entstanden, wovon wenigstens zwei bedeutend größer sind, als die Muttergemeinde war. Allerdings ist es zu bedauern, daß es, wie bei uns Mennoniten schon so oft geschehen, auch unter unserem Volk zu Gemeindetrennungen gekommen ist, und daß deswegen die Zahl der Gemeinden vielleicht größer ist als gerade nötig. Um so mehr müssen wir aber Gottes Gnade rühmen, daß er seine Hand nicht zurückgezogen hat.

Noch bei Lebzeiten des Aeltesten Jakob Stucky wurde Peter M. Krehbiel als Prediger und Daniel Schrag als Diakon gewählt. In 1895 teilte sich die Gemeinde und nannten sich die zwei Gemeinden Hoffnungsfeld-Salem und Hoffnungsfeld-Eden. Da erstere das alte Gotteshaus behielt, ließ sie den Namen Salem bald fallen und nennt sich nur Hoffnungsfeld Gemeinde. Vor einigen Jahren hat auch letztere Gemeinde ihren Namen geändert von Hoffnungsfeld-Eden auf „Eden". Nach der Trennung schritten beide Gemeinden zur Predigerwahl. Die Hoffnungsfeld-

Salem Gemeinde (Hoffnungsfeld) wählte N. R. Kaufman, John J. Stucky und Chr. J. Voran ins Amt. Ersterer wurde später zum Aeltesten gewählt. In 1918 berief diese Gemeinde Gustav Enß zum Aeltesten, der bis Sept. 1927 diente. Gegenwärtig (Frühjahr 1929) ist diese Gemeinde Predigerlos, macht aber Anstrengung einen Prediger zu berufen. Die Hoffnungsfeld Gemeinde hat etwa 100 Glieder.

In der Hoffnungsfeld-Eden Gemeinde (jetzt Edengemeinde) traf die Wahl die Brüder Chr. J. Goering und Peter Stucky. Diese Wahl wurde in 1895 gehalten. Es dienten also in dieser Gemeinde als Prediger Chr. J. Goering, dem auch das Aeltestenamt anvertrauet wurde, Peter M. Krehbiel und Peter Stucky. In 1927 wurde Philip Wedel ins Predigtamt eingeführt und er dient nun als Prediger dieser Gemeinde, während C. J. Goering noch das Aeltestenamt bekleidet. Eine Zeit lang benutzten beide Gemeinden dasselbe Gotteshaus. Im Jahre 1899 baute die Hoffnungsfeld-Eden Gemeinde eine Kirche vier Meilen westlich und einviertel Meile nördlich von Moundridge. Da diese Kirche sich mit der Zeit als zu klein erwies, wurde sie im Jahre 1924 abgebrochen und diese Gemeinde baute dann vier Meilen westlich und 2 Meilen nördlich von Moundridge eine geräumige Kirche. Dieselbe wurde im September 1924 eingeweiht, und am 19. Oktober desselben Jahres wurde in dieser Kirche das Fünfzigjährige Jubiläum der Einwanderung der Kansas Schweizermennoniten aus Russisch Polen unter großer Beteiligung gefeiert. Dieses Fest gab ja auch den Anstoß zum Schreiben dieses Büchleins. Die Edengemeinde zählt 400 Glieder.

In 1884 wurde die Pretty Prärie Gemeinde in Reno County, Kansas gegründet. Hier war das Land noch billiger. Folglich zogen einige Familien von McPherson County (Hoffnungsfeld) dorthin. Auch von Süd Dakota kamen mehrere Familien hin, sodaß die Gemeinde bei der Organisation am 11. Nov. 1884 achtundachtzig Glieder

zählte. Anfänglich hatte sie die Gottesdienste in den Wohnhäusern. In 1886 wurde ein Kaufladen von Kingman drei Meilen östlich von Pretty Prairie gezogen und in eine Kirche umgewandelt. In 1890 wurde eine neue Kirche gebaut. Da ein Sturm diese zerstörte, wurde eine neue Kirche auf dem selben Fundament gebaut. Das war im Jahre 1895. Im Mai 1897 wurde diese Kirche vom Feuer zerstört. Die Gemeinde baute wieder neu und zwar größer. Doch wurde diese Kirche im Laufe der Jahre auch zu klein. Sie wurde daher im Februar 1927 abgebrochen und eine große moderne Ziegelkirche wurde gebaut, die am 5. Februar 1928 eingeweiht wurde. Sie bietet Sitzraum für 1200 Personen. Es ist dieses die größte unsrer Kansas Schweizermennonitengemeinden, indem sie etwa 450 Glieder zählt. Als diese Gemeinde gegründet wurde, wählte sie J. J. Flickinger ins Predigtamt. Jahre lang hat er der Gemeinde als Aelteste gedient. In 1887 wurde Johann G. Graber als Gehilfsprediger gewählt. Seit 1919 hat diese Gemeinde ihre Prediger von auswärts berufen. J. B. Epp diente von 1919 bis 1922; N. W. Bahnman von 1922 bis 1925, und gegenwärtig ist J. W. Lohrenz Gemeindeälteste.

Im Laufe der Zeit zogen einige Familien von Reno County und auch von McPherson County weiter südlich nach Kingman County, da hier wieder billigeres Land zu kaufen war. Folglich gründete sich hier in 1907 die Bethaniengemeinde von Kingman County, Kansas. Eine Kirche wurde gebaut, die am 9. Juni genannten Jahres eingeweiht wurde. Hier diente von Anfang an Rev. C. J. Voran, der von Hoffnungsfeld nach Kingman County zog, als Prediger, später als Aelteste. Auch diese Gemeinde berief sich vor einigen Jahren (1924) einen Diener am Wort von auswärts. Rev. Solomon Mouttet steht seit jener Zeit dieser Gemeinde vor. Sie zählt etwa 150 Glieder.

Die Erste Mennonitengemeinde zu Christian, Kansas wurde nicht von unseren Schweizermennoniten sondern mei-

stens von den aus Jowa und Illinois kommenden Süddeutschen Mennoniten gegründet. Anfänglich war diese Gemeinde ein Teil der Halsteadgemeinde. In 1878 organisierte sie sich als selbständige Gemeinde unter obigem Namen. Die jetzige Kirche die 1884 gebaut wurde, stand ursprünglich bei dem schon früher erwähnten Landstädtchen Christian, eine Meile Südlich von Moundridge; in 1908 wurde sie nach Moundridge gezogen. Da manche der Schweizermennoniten ihr Land in der Nähe dieser Kirche wählten, schlossen sie sich mit der Zeit dieser Gemeinde an. Später kauften andere unsrer Familien Land südlich von Moundridge und es schlossen sich immer mehr der unsern der Christiangemeinde an, sodaß heute die Mehrzahl der Glieder von unseren russischen Schweizermennoniten und deren Nachkommen sind. Aelteste Valentin Krehbiel diente von Anfang an bis zu seinem Tode in 1902 dieser Gemeinde. Eine Zeitlang waren Johann Rupp und Wilhelm Galle Gehilfsprediger. Seit 1888 diente Aelteste Valentin Krehbiel bis zu seinem Tode allein sehr treu und aufopfernd der Gemeinde. Im Herbst 1902 wählte die Gemeinde John C. Goering zum Prediger, später auch zum Aeltesten. Im November 1903 wurde auf Bruder Goerings Wunsch eine weitere Predigerwahl gehalten, damit ihm ein Gehülfe zur Seite gestellt werde. Die Wahl traf P. P. Wedel. In 1917 wurde letzterer als Aelteste eingeführt, und er dient heute noch dieser Gemeinde. Sie zählt etwa 280 Glieder, von denen beinahe zwei drittel aus Rußland stammende Schweizermennoniten oder deren Nachkommen sind.

Wir haben in sehr kurzen Zügen die kirchliche Entwicklung bis auf die Gegenwart geschildert. Müssen nicht auch wir mit einem Jakob bekennen: „Wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an uns getan hast.“ Wunderbar hat Gott unser Volk auch in kirchlicher Hinsicht in diesem Lande gesegnet. Gnädiglich hat er die vielen Fehler in Geduld getragen; gnädig hat er das ihm Wohl-

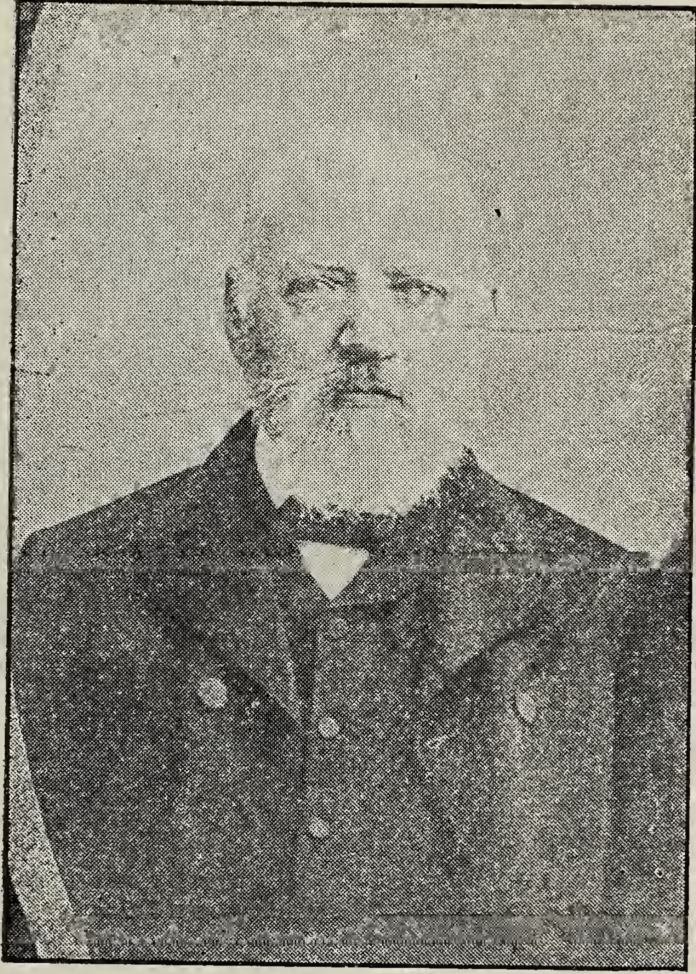
gefällige zur Verherrlichung seines Namens und zum Heil unsterblicher Seelen gefördert. Wir schließen dieses Kapitel mit zwei Versen, die aus der Feder unseres Komiteebruders, P. A. Flickner stammen, der ja abgerufen wurde, ehe unsere Arbeit vollendet war, der aber für dieses Büchlein sehr wertvolle Beiträge geliefert hat.

„O laß uns nicht das Kleinod rauben,
Das unsere Väter geliebt.
Wir stehen fest im wahren Glauben,
Worinnen sie sich treu geübt.
Laß uns von Gottes Geiste leiten,
Zu wandeln auf der schmalen Bahn.
Er will uns herrlich zubereiten
Und führt uns sicher himmelan."

„Der Geist des Glaubens und der Stärke
Erfülle uns mit neuem Mut.
Er gib uns Kraft zu seinem Werke,
Er schenke uns das höchste Gut.
Wir lassen uns nicht von ihm trennen.
Was unser Glaubensgrundsatz ist,
Das wollen wir ganz frei bekennen:
Es ist der Heiland Jesus Christ."



Kirche der Ersten Mennoniten Gemeinde zu Christian.



Valentin Krehbiel, Gründer und langjähriger Aelteste der Ersten Mennoniten Gemeinde zu Christian.

X. Das soziale Leben der Pionierzeit.

Wir haben in etwa die wirtschaftliche und die kirchliche Verhältnisse der Pionierzeit geschildert. Es wäre wohl in Ordnung einige Worte über das soziale Leben zu sagen. Daß man dabei nicht viel Gewicht auf äußere Formen legte, liegt auf der Hand. Daß dasselbe sich auch nicht in Banketten, „Club" und „Socials" äußerte, ist auch selbstverständlich. In aristokratische Kreise und in feine Gesellschaft hätte es wohl nicht hineingepaßt. Am meisten äusserte es sich in Zusammenarbeit und in Besuchen.

Man war eben aufeinander angewiesen. Der unabhängige Geist unsrer Zeit konnte damals nicht viel Raum gewinnen. Er mußte notgedrungen weichen. Schreiner, Maurer, Knechte, Mägde, Erntearbeiter usw. dingen, — das konnte unsere Väter in den ersten Jahren nicht. Dazu waren sie zu arm. Sie mußten alles selbst anfertigen und bearbeiten. Und doch mußte für manche Arbeiten Hilfe besorgt werden. Wie sollte das geschehen? Ei, man half sich gegenseitig. Einige Nachbarn, Freunde oder Verwandte gingen zusammen, um die Arbeit zu tun.

Wollte jemand z. B. eine Bretterhütte als Wohnhaus bauen, denn nur solche Häuser konnte man damals bauen, so gingen einige Nachbarn oder Freunde zusammen, fuhren mit mehrerern Wagen zur Stadt, die von 15 bis 20 Meilen entfernt war, holten Holz und Steine und halfen dann dem Nachbar oder Freund seine Bretterhütte aufbauen. So auch bei anderen Bauten, ja bei anderer Arbeit überhaupt. Man half sich gegenseitig beim Brunnen graben, Heumachen, Schlachten usw. Wie wir schon früher sahen, fuhr man auch gesellschaftlich zur Stadt, wenn man Frucht zu fahren hatte, oder wenn man Steine, Kohlen, Holz u. dgl. von der Stadt holen wollte. Mehrere Nachbarn fuhren dann um

dieselbe Zeit, sodaß man einige Fuhren hatte und sich gegenseitig, wenn nötig, helfen konnte; mußte man doch oft eine Nacht unter freiem Himmel zubringen. Uebereilte doch auch oft Regen oder Schnee die Fahrenden unterwegs, sodaß es manche Strapatzen gab. Während die Väter unterwegs waren, hielten sich auch die Mütter oft zusammen in einem Heim auf; also gab das auch für sie Gesellschaft.

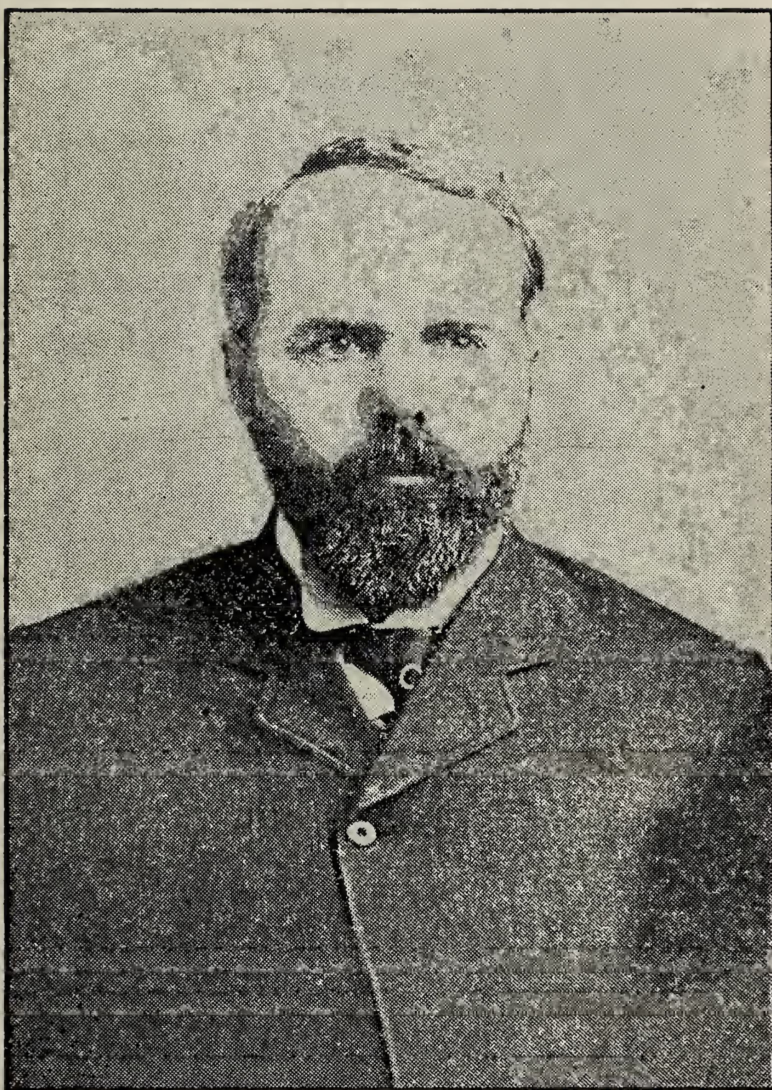
Besonders half man sich gegenseitig in der Ernte. Man erntete vielfältig zusammen. Das besonders als der sogenannte Reaper aufkam. Es nahm von drei bis fünf Mann denselben zu handhaben, wenn er beständig im Gang bleiben sollte. Als der „Header" sein Erscheinen machte, kauften in der Regel zwei oder drei Nachbarn zusammen eine solche Maschine und gemeinschaftlich wurde die Ernte abgenommen. Mit dem Dreschen machte man es auch so. Alle Frucht wurde in Schober (Stacks) aufgestellt. Man fing im Herbst mit dem Dreschen an, als die andere Arbeit nicht mehr so drängte. Es wurde oft bis Weihnachten gedroschen. Am Anfang wurde die Dreschmaschinen nicht mit Dampfkraft sondern mit Pferdekraft getrieben. Man dingte nicht die Arbeiter, sondern Nachbarn halfen sich gegenseitig. Drei bis vier Meilen ging man jeden Morgen und Abend zu Fuß und tat dann noch morgens und abends die nötige Arbeit daheim mit Versorgung des Viehs usw. Dabei fragte man nicht danach, ob man auch dem Nachbar einige Tage mehr geholfen hatte, als er es getan; d. h. man hielt nicht genau Rechnung, um hernach einander auszuzahlen. Man konnte eben ohne einander nicht fertig werden. Hätte man sich in den ersten Jahren nicht gegenseitig geholfen, so wäre es wohl nie zu dem Wohlstand gekommen, dessen sich unsere Väter später erfreuten.

Es kam auch vor, daß zwei bis drei Familien eine zeitlang in einem Haus wohnten, besonders wenn es ein Haus von zwei oder gar drei Zimmern war. Natürlich gab das Gelegenheit auch zum geselligen Verkehr. Das nicht nur

bei diesen Familien, die in demselben Haus wohnten, sondern es gab dadurch auch mehr Besuch, als wenn eine Familie allein wohnte.

Recht oft besuchten die Ansiedler sich gegenseitig. In Rußland hatte man in Dörfern gewohnt; da war man viel zusammen. Also fühlte man hier, wo man nicht mehr in Dörfern wohnte, das Bedürfnis einander zu besuchen.

Sicherlich gab es auch im neuen Lande unter neuen Verhältnissen, wo alles so fremd war, manchesmal Heimweh. Sehnsüchtige Gefühle, die man vielleicht nicht verstand, füllten die Brust. Im gegenseitigen Besuch konnte man zum Teil diese Sehnsucht erfüllen und das Heimweh überwinden. Es gab auch manche neue Fragen und Probleme; es gab Schwierigkeiten und Kämpfe: wie wohltuend war es, wenn man dann sich gegenseitig fragen und besprechen konnte. Und gastfreundlich waren sie, unsere Väter und besonders unsere Mütter. Schöne Zimmer, bequeme Schaukelstühle, feine Speisen konnten sie dem Besuch zwar nicht anbieten; aber ein trautes, liebendes, freundliches Herz bedeutet mehr. Sehr gerne wurden Gäste gesehen. Es mag auch da Ausnahmen gegeben haben; es werden auch da Dinge vorgekommen sein, die nicht ideal waren; aber gastfreundlich war man. Wenn z. B. eine im Immigrantenhaus wohnende Familie Besuch erhielt, so kam es oft vor, daß eine Mutter, die in einem anderen Winkel des Hauses ihr Hauswesen hatte, solchem Besuch sagte: „Komm jetzt und sitze noch eine Weile auf meiner Kiste.“ Sie wollte doch auch, wenn nur auf eine ganz kurze Zeit die Besucher „beherbergen.“



John C. Goering, Prediger und Aelteste in der Ersten Mennoniten Gemeinde zu Christian.



P. P. Wedel, Prediger und Aelteste in der Ersten Mennoniten Gemeinde zu Christian.

XI. Errungenschaften.

Interessant muß es uns sein zu wissen, was unser Volk geleistet hat in dem etwas über einen halben Jahrhundert seines Wohnens in diesem Lande. Haben wir aus Rußland eingewanderten Kansas Schweizermennoniten unserem Staate, unsrer Umgegend irgend welche Beiträge geliefert? Haben wir irgend etwas Tüchtiges geleistet zur Förderung und Hebung unsrer Mit- und Nebenmenschen? Haben sich unsere Einflüsse, unsere segnende Einflüße, über unsere Grenzen hinaus auf andere erstreckt? Sind von uns auch tüchtige Männer hervorgegangen? Was sind unsere Errungenschaften?

Wir sind im ganzen genommen ein Bauernvolk. In Rußland waren unsere Väter mit wenigen Ausnahmen Farmer. Selbstverständlich sind sie es auch hier geblieben. Auch ihre Nachkommen sind meistens von Beruf Farmer geworden. Und das ist löblich. Wer seine Scholle hat, auf der er wohnen und walten und wirtschaften kann, der schätze sich glücklich; wenn auch manches zu wünschen übrig bleibt. Umsomehr so, da der Farmer den grundlegenden Beruf hat. Er ernährt die Welt; selbstverständlich unter dem Segen des Herrn, der Wachstum und Gedeihen schenkt. Könnten wir heute 54 Jahren zurückblicken und diese Gegenden, wo unsere fünf Gemeinden sind, sehen, wie sie damals waren, so würden wir wohl keinen Zweifel haben, daß unser Volk wirtschaftlich Fortschritte gemacht hat. Von einer wilden Prärie sind diese Gegenden in blühende Gärten und Felder des Herrn verwandelt worden. Wohl hat es Mühe und Schweiß gekostet; aber der Herr hat zu dem, was willige Hände und Herzen erarbeitet haben, seinen Segen gegeben. Musterartig stehen viele unsrer Farmen da. Modernste Maschinerie, großartige Häuser, Stallungen und andere

Gebäude, hochrassiges Vieh, große Weizenfelder: das kennzeichnet sie. Immer großartiger wird gewirtschaftet, sodaß der kleine Bauer nicht mehr konkurrieren kann und der Landmangel immer fühlbarer wird. Reich ist unsere Gegend. Es ist ein Genuß durch dieselbe zu fahren. Mit einem gewissen Stolz können wir sagen, daß unsere Väter und ihre Nachkommen die Gegend zu dem gemacht hat, was sie ist. Ja, wir haben zum Wohlstand unseres Landes beitragen dürfen. Es ist eigentlich auf dem Gebiet des Landbaues, das wir am meisten geleistet haben.

Doch der Herr gibt den Menschen verschiedene Gaben und Fähigkeiten und auch Lust zu verschiedenen Berufen. Da liegt es in der Natur der Sache, daß nicht alle Farmer wurden. Wir haben auch eine nette Anzahl Geschäftsleute aufzuweisen, und darunter recht erfolgreiche Geschäftsleute. Es gibt unter uns oder hat gegeben Bankiers, Händler in Eßwaren (groceries), Kleider, Eisenwaren und Maschinerie, Möbel usw. Auch Sattler, Schuster und Automobilhändler hat es unter uns. Obwohl die meisten unserer jungen Leute noch auf dem Lande bleiben, was ja sehr löblich ist, den der moderne Zug zur Stadt hat unter uns noch nicht so sehr eingerissen, so finden wir doch, daß immer mehr junge Leute sich ins Geschäft zu arbeiten suchen. Ja viele werden aus Landmangel und aus Mangel an Geld, sich eine kostbare Wirtschaft anzuschaffen, dazu gezwungen auf andere Weise ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Somit finden wir, daß es nicht nur immer mehr Geschäftsleute sondern auch mehr Geschäftsarten unter uns gibt.

Auch verschiedene Berufsstände (Professions) sind unter uns vertreten, z. B. Schmiede, einen Zahnarzt, einen Medizinarzt, einen Advokaten. Wir haben uns also in den Berufsständen nicht viel betätigt, ausgenommen in dem Lehrerberuf. Es müssen aus unseren fünf Gemeinden so etwa 50 Lehrer hervorgegangen sein, wovon etwa die Hälfte noch in diesem Beruf stehen. Wenigstens zwei haben in un=

seren Colleges gelehrt und einer in einer Staatsuniversität.

Ein anderes Gebiet, das uns mehr fremd blieb, ist die Politik. Sehr wenig bekümmerten sich unsere Väter um sie. Folglich haben wir auch keine Staatsmänner aufzuweisen. Wohl haben einige der Unsern in Lokalämtern, hie und da auch in Countyämtern gedient. Wenigstens zwei Kongreßmänner unseres Staates Kansas haben wir auch aufzuweisen.

Auch auf dem Gebiete der Erziehung sind wir nicht so tätig gewesen, wie wir es hätten sein können. Die Ausbildung des Geistes schien unsern Vätern nicht so sehr wichtig zu sein. Für Gemeindeschule hatten sie Sinn. Auch war es ihnen zu tun, daß die Kinder die Landessprache lernen sollten. Jedoch wurden die öffentliche Schulen oft vernachlässigt. So wie aber die Schultermine gesetzlich verlängert wurden und der Schulbesuch zum Zwang wurde, so wuchs auch das Interesse, und es gehören daher heute die Distriktschulen unsrer Kreisen zu den vorzüglichsten. Es sind also merkliche Fortschritte gemacht worden.

Das sehen wir besonders, wenn wir die Zahl derer betrachten, die heute sich nicht mit einer Elementarschulbildung begnügen. Fast alle unsere junge Leute besuchen jetzt die Hochschulen. Vor dreißig Jahren war es sehr selten, daß jemand eine höhere Bildungsanstalt besuchte. Heute geschieht das immer mehr. Es wäre wertvoll zu wissen, wie viele unsrer jungen Leute im Laufe der Zeit höhere Bildungsanstalten besucht haben. Es ist nicht gerade leicht, daß genau zu ermitteln. Wir gehen aber nicht weit fehl, wenn wir die Zahl auf 150 stellen. Eigentlich ist daß für unser Volk eine kleine Zahl. Wir haben für die Ausblidung des Geistes vielleicht nicht genug Sinn gezeigt. Die meisten der jungen Leute, die höhere Bildungsanstalten besucht haben, sind wieder auf's Land zurückgegangen, was ja auch zu loben ist. Unsere Gemeinden haben den Segen davon, da sie um so tüchtiger in Sonntagschule usw. mithelfen

können. Aber nicht alle gingen auf's Land. Wir finden sie im Geschäft, im Lehrerberuf, auch Prediger und Missionare. Von denen, die unsere Colleges und Universitäten besucht haben, sind wohl so an zwanzig, die den vollen College Kursus absolviert haben. Einige, vielleicht so an 6 haben es auch bis zur Magisterwürde gebracht und wenigstens zwei haben den Doktortitel erworben.

Auch auf kirchlichem Gebiet kann man von Fortschritt sprechen. Daß im Laufe der Zeit Sonntagschulen gegründet wurden und daß Gebets- und Erbauungsstunden eingeführt wurden, haben wir schon erwähnt. Etwa um 1890 fing man auch an, Jugendvereine zu gründen, und heute besteht in allen fünf dieser Gemeinden ein Jugendverein. Wenigstens drei der Gemeinden haben Nähvereine und eine einen Kinder und Jugend Missionsverein. Immer mehr ist es auch Brauch geworden, gelegentlich verlängerte Versammlungen zu halten, was sich auch als einen Segen erwiesen hat. Auch die Gemeindeschulen haben viel zum geistlichen Aufbau beigetragen.

Aber nicht nur daheim ist man tätig gewesen, sondern unsere Gemeinden haben sich auch an dem Gemeinschaftsbestreben beteiligt. Schon auf der ersten Kansaskonferenz, 1877, war die Hoffnungsfeldgemeinde vertreten, ebenso die Halsteadgemeinde, wovon Christian ja ein Teil war. Im nächsten Jahr, 1878, war die Christiangemeinde schon selbständig organisiert und so auch auf dieser Konferenz vertreten. Auf der Allgemeinen Konferenz war sie ebenfalls 1878 vertreten, die Hoffnungsfeld Gemeinde 1881. Die Pretty Prairie Gemeinde schloß sich der Westlichen Distrikt Konferenz an in 1891, die Hoffnungsfeld Eden Gemeinde in 1895, die Bethanien Gemeinde in 1908; der Allgemeinen Konferenz schlossen sich diese Gemeinde in den folgen Jahren an: Pretty Prairie 1890*, Hoffnungsfeld Eden 1896 Bethanien 1908. Diese Gemeinden haben sich denn auch an allen Konferenzbestrebungen rege beteiligt. Die Kon-

* Vielleicht schon in 1887.

ferenzberichte zeigen, daß unsere Gemeinden zu allen Konferenzkassen tüchtig beigesteuert haben. Die Mission ist reichlich bedacht worden, ebenso die Unterstützungsarbeit; Bethel College hat eine manche reiche Gabe aus diesen Gemeinden erhalten; auch sonst ist das Schul- und Erziehungswesen mit Gaben beschert worden. Sollten unsere fünf Gemeinden ihre Unterstützung plötzlich zurüziehen, so würden die Konferenzkassen, sowie Bethel College es sicherlich fühlen. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir nicht hätten besser tun können; aber Fortschritte sind zu verzeichnen.

Die Unterstützung der Konferenzbestrebungen bestand nicht nur in Geld, sondern auch in Gebet und in Arbeit. Wir finden Glieder dieser Gemeinden als Konferenztrustees dienend, auf Komitees, wie Innere Mission, Armenpflege, Schul und Erziehung, Spezialkomitees, als Bethel College Direktoren, auch als Beamten der Allgemeinen Konferenz. Dann haben die Prediger unsrer Gemeinden nicht nur auf diese Weise unsere Konferenzen unterstützt, sondern sie sind auch sonst in manchen Konferenzgemeinden tätig gewesen, haben sich z.B. vom Komitee für Innere Mission brauchen lassen, haben in anderen Gemeinden in Verlängerten Versammlungen gedient und auf Gesuch in anderen Gemeinden Amtshandlungen vollzogen, wie wir das ja schon von Aelteste Jakob Stucky gezeigt haben.

Als Arbeiter im Weinberg des Herrn sind aus unseren fünf Gemeinden von unseren Schweizermennoniten hervorgegangen: Zwei Missionare, 15 Prediger, die da ordiniert sind, viele die als Lehrer in den Gemeindeschulen, Fortbildungs Schulen, auch zwei in unseren Gemeinschaftsschulen (Bethel College) tätig sind. Dazu sollten wir auch die Sonntagschularbeiter, sowie andere Arbeiter in unseren Gemeinden nennen, die mitgeholfen haben am Aufbau der Gemeinde und des Reiches Gottes.

Und doch, wer bekennt es nicht demüitig, daß wir mehr hätten leisten sollen? Wer fühlt es nicht, daß wir keine Ur-

sache haben uns selbst zu loben? Wie sind wir doch immer wieder zu kurz gekommen, besonders auf dem Gebiete des Gemeindelebens! Wie manches ist vorgekommen, daß uns beschämt! Wer muß sich da nicht beugen? Wer wünscht nicht, daß manches nicht geschehen wäre? Wie vieles ist auch versäumt worden! Wenn wir Fortschritte verzeichnen können, so müssen wir es der Gnade Gottes zuschreiben. Ihm die Ehre dafür!

XII. Einst und Jetzt.

Vierundfünfzig Jahre sind verstrichen, seit unsere Väter sich in McPherson County ansiedelten. Wo sind sie alle, die als Väter und Mütter hier die Anfänge machten? Nur noch hie und da ist einer. Ja selbst die, die in der Blüte der Jugend standen, als sie einwanderten, sind jetzt unsere Greise. Wie ist die Bevölkerung doch eine andere geworden! Es ist eine neue Generation herangewachsen.

So wie es aber unter den Leuten geändert hat, so ist es in fast jeder Hinsicht anders geworden. Auf der Jubiläumsfeier der 50jährigen Einwanderung wurde in einem Referat folgendes gesagt: „Heute sausen unsere Autos und es sind nicht alle „Fords"—mit der Schnelligkeit des Windes den Straßen entlang, wo es früher zu Fuß, oder langsam per Pferd und Wagen vorwärts ging. Heute keuchen und schnauben „tractors" auf unseren Feldern, und tun die Arbeit, wenigstens größtenteils, die früher Ochsen, Esel und Pferden zu Teil fiel. Wo wir früher mit Strick und Eimer das uns so notwendige Wasser aus unseren Brunnen herauf zogen, da lassen wir heute den Wind oder „gas engine" diese Arbeit für uns besorgen. Wo man sich früher mit oft recht bescheidenen Hüttchen bequemen mußte, nennt man heute palastähnliche Wohnungen sein Heim. Und wie sieht es auch im Inneren dieser Häuser so viel anders als es vor 30 Jahren aussah! Wo man sich früher mit der allergeringsten Ausstattung zufriedengeben mußte: wo Tische, Stühle, Bänke, Schränke, Bettstellen usw., von der allereinfachsten Art waren, oft durch eigene Hand und aus billigem Holz gemacht, da stehen heute teure Möbel. Wo man sich früher mit einfachem Fußboden von Holz, ja auch mit der nackten Erde als Fußboden bequemte, da treten wir heute auf teuren Teppichen umher. Statt bei mattem Talglicht oder

Oellampen unsere Abendstunden zuzubringen, drücken wir einen Knopf und eine Flut von Tageslicht erhellt unsere Wohnzimmer auch in der finstersten Nacht. Wo in früheren Jahren die einzige Musik im Heim das Schnurren der Hauskatze, das frohe Gelächter der Kinder, oder das Gesumme erbaulicher Lieder war, da stehen heute kostbare Instrumente, und manche unsrer Kinder leisten wirklich Anerkennenswertes auf diesen Instrumenten. Die kleinen einfachen Gebäude, die einst als Gotteshäuser dienten, haben schönen geräumigen Kirchen weichen müssen. Es ist heute bei uns anders als vor 30 oder 40 Jahren. Wir reisen anders, wir arbeiten anders, wir essen anders, wir schlafen anders, wir kleiden uns anders, wir vergnügen uns anders."

Ja, ja so ist's. Der Referent hatte recht. Einst waren 40 bis 50 Acker eine große Weizenernte; wer jetzt nicht 120 bis 200 Acker* Weizen zieht, ist weit hinter der Zeit und in Gefahr durch die Konkurrenz von der Farm getrieben zu werden. Einst säte man mit der Hand, jetzt fährt man mit mächtigen Sämaschienen auf's Feld, hängt deren gar zwei oder drei hinter den „tractor" und sät in einem Tag 50 Acker. Einst schnitt man mit der Sense, jetzt mit dem Harvester-Thresher, der den Weizen erntet und drischt. Einst hat man in einem Tage 2 bis 3 Acker plügen können, jetzt 10 ja gar 20 bis 30 Acker, je nach der Größe des Pfluges und des „tractors." Einst begnügte man sich mit Kornbrot oder mit schwarzem Roggenbrot, mit noch etwas Fleisch oder dergleichen dazu, jetzt müssen auch schon Leckerbissen oder Delikatessen dabei sein. Einst wohnten die Reichsten in schlechteren Häusern, als heute die Aermsten bewohnen. Einst trugen die Unseren die allereinfachsten Kleider, jetzt muß die Kleidung nach neuster Mode sein. Einst mußte fast alle Arbeit mühsam mit der Hand gemacht werden, heute wird sehr vielfältig Elektrizität oder Dampfkraft oder Gaskraft gebraucht.

* Einzelne ziehen noch weit mehr.

Einst konnte man einer Predigt zuhören, die über eine Stunde lang war, jetzt ist sie an 30 Minuten zu lang. Einst hatte man vor Gottes Haus eine heilige Scheu, — wie jetzt? Einst wurde der Sonntag heilig gehalten, — wie jetzt? Einst pflegte man es auch im gesellschaftlichen Verkehr, viel über Gottes Wort zu sprechen, — wie jetzt? Einst war die gottesdienstliche Einrichtung sehr einfach, heute wird sie immer mehr ausgedehnt. Haben wir nicht manches verloren, das die Väter besassen? Hoffentlich ist es aber auch in manchen Stücken besser geworden. Besonders erfreulich ist es, daß unsere Jugend Gelegenheit hat sich in der Gemeinde zu betätigen in Sonntagschule und Jugendverein.

Wer will es leugnen, daß wir heute vor vielen Gefahren stehen? Da ist der Materialismus, der uns zu verschlingen droht. Immer mehr und mehr finden wir unter uns ein Haschen nach plötzlichem Reichtum. Was ist da nicht durch wilde Spekulation an Geld vergeudet worden? Wie viel besser wäre es in der Reichsbank unseres Gottes angelegt gewesen! Wie hat dieses Reichwerdenwollen schon so manches fragliche und sündliche mit sich gebracht? Da ist die Genussucht, der Luxus. Wie manche fröhnen demselben, bis sie für anderes nichts übrig haben! Da sind die Vergnügungen, wovon manche leider fraglicher Natur sind. Wie viel Geld und Zeit wird ihnen geopfert! Da ist der Geist der Unabhängigkeit, der die persönliche Freiheit betont, bis sie den Menschen, der sie vergöttert, versklavt. Man ist zu viel geneigt sich selbst zu leben, als seine Freude im Dienst und in der Beglückung andrer zu finden. Da ist die Gleichgiltigkeit in bezug auf das Verhältnis zu Gott, die Gefahr des Unglaubens; Gott bewahre uns davor, ihr zur Beute zu fallen!

Werden wir unsere Gelegenheiten, Möglichkeiten, Ausrüstungen, usw. so treu brauchen, wie unsere Väter es taten? Werden wir mehr leisten als sie, weil wir die Möglichkeiten haben, es zu tun? Sollten wir nicht uns zurufen;

Zurück zu dem Glauben, der Genügsamkeit, der Treue und Aufrichtigkeit unsrer Väter! Auch sie hatten ihre Fehler. Auch sie waren nicht Engel. Aber wir können viel von ihnen lernen. Ihrem Guten nachzuahmen würde uns nur segensreich sein. Sie haben gut gebaut. Sie standen auf dem Felsen Jesus Christus. Auf diesem Felsen wollen wir weiter bauen. Wir wollen uns unsrer Väter wert zeigen. Gott zu Ehren und unseren Mit- und Nebenmenschen zum Seelenheit zu leben und zu wirken, soll unser innigstes Bestreben sein. Gott sei Dank für das, was er an unserm Volk getan hat! Er wird, wenn wir treu sind auch weiter helfen. Ihm, nur ihm, der uns in Christo erkaufet hat durch den bitteren Kreuzestod, wollen wir trauen. Wir schließen mit einigen Versen, die unser Komiteebruder P. A. Flickner gedichtet hat, dessen Mitarbeit wir so geschätzt haben, und den wir in der Arbeit an diesem Büchlein noch inniger lieben lernten.

Es ist der Herr, der uns hat dieses Leben,
Aus lauter Treue, Gnad und Lieb gegeben.
Er hat bisher uns wunderbar geführet;
Wir haben es im Leben oft gespüret.

Es ist der Herr, der uns in vor'gen Tagen,
Als Kind mit Liebe und Geduld getragen.
Er hat uns keinen Augenblick verlassen.
O, können wir solch' großes Wunder fassen?

Es ist der Herr, dem wir gelobt die Treue,
Zu jeder Zeit ihm dienen stet's auf's Neue;
Ihm, der mit seinem teuren Blut und Leben
Uns ewiges Heil und Seligkeit gegeben.

Es ist der Herr, der seit den ersten Zeiten,
Uns wollte für den Himmel vorbereiten,

Und der uns stets mit Liebe hat getragen
Sowohl in guten als in bösen Tagen.

Es ist der Herr, der wunderbar regierte
Und sicher über Land und Meere führte,
Der eine Heimat für uns hat beschieden,
Zu wirken für sein Reich im wahren Frieden.

Es ist der Herr, der uns das Glück gegeben,
Die fünfzig Jahr in diesem Land zu leben,
Der unsre Müh und Arbeit ließ gedeihn,
Daß wir uns auch des Wohlstands konnten freuen.

Es ist der Herr, der auch in schweren Tagen,
Uns half des Lebens Müh und Lasten tragen;
Ja dem wir uns stets durften anvertrauen,
Bis wir auch konnten seine Hilfe schauen.

Es ist der Herr, der heute läßt gelingen,
Daß wir ihm Lob und Dankesopfer bringen,
Und einst in Ewigkeit soll von uns allen,
Ein frohes Dank- und Jubellied erschallen.



Inhalt.